

Christian Schüle

VOM ICH ZUM WIR

Die neue Sehnsucht nach Zugehörigkeit

Essay

Prolog

Es ist unüblich, ein Buch mit einer Warnung zu beginnen; vermeiden lässt es sich in diesem Fall nicht. Die folgenden Seiten sind eine Zumutung. Sie muten dem geneigten Leser Gelehriges, Verdichtetes, Anmaßendes, Sperriges und Verzwirbeltes zu, dem sich auszusetzen er vielleicht keinen Sinn oder keine Zeit oder keine Muße mehr hat. Lieber soll doch alles

geschmeidig und nett sein, lustig, unterhaltsam, heiter, harmlos, adrett, eingängig, emotional, mitreißend, kurzweilig. Aber kurzweilig ist weder das Leben noch ist harmlos die Welt. Und damit beginnt das Dilemma: Wie langweilig und unbequem darf es heutzutage, da Bequemlichkeit und Psychowellness zu höchsten Gütern avanciert sind,- mehr noch: wie schmerzhaft darf es sein, Betrachtungen einmassiert zu bekommen, deren Nachwirkungen man vielleicht nicht einmal spüren will?

Ein ganz und gar altmodisch beflissener Ehrgeiz grundiert die Zeilen dieses Essays, dessen Ziel der Anstoß, die in die Aussage gekehrte Frage nach dem Zustand des zeitgenössischen Individuums ist, weil er nicht in systematischen Welterklärungsfantasien verenden will. Es mag diesertage selten sein, öffentlich gemachtes Nachsinnen ohne provokante, empörungsfähige Klage oder Anklage auf eher zartem Bindegewebe auszubreiten, wenn hier und dort unverknüpfte Fäden entstehen, die ins Nichts des leeren Raums führen. Greift man den einen oder anderen Faden

auf und verflucht ihn mit einem dritten, ergeben sich womöglich ungeahnte Muster.

Gerade dieser freche Aufruhr gegen das Harmlos-Fertige, gegen die Tütensuppenintellektualität unserer Tage, da intellektuelles Suchen und Tasten desavouiert und der Geist auf den totalen Boulevards gekommen ist, gerade das Schimmernde, Wabernde, Fluoreszierende des Fragmentarischen, das Frivol-Verstörende eines Eros des Unverhüllten könnten von weitaus höherer Erkenntnis sein als die Resultate einer konfektioniert abgedichteten, wundervoll layouteten Aufguss-Geistigkeit.

Ist etwas perfekt, ist es schließlich langweilig. Dann ist es durchgeführt, zu Ende gebracht.

Wir stehen diesertage aber wieder an einem Anfang und sollten unsere Sinne öffnen für ein paar epentaugliche Abenteuer.

Ein Autor, der seinen Leser warnt, hat in einer Kultur der Sieger natürlich schon verloren. Es sei denn, er, der Leser, der geneigte, unerschrockene, lässt sich von der

Warnung erst gar nicht beeindruckt, weil es der Autor in seinem Fall mit einem selbstbestimmten, eigensinnigen, neugierigen Zeitgenossen zu tun hat, der sich nichts vorschreiben lässt, der sich reiben will am Unerhörten, der die Lust am Widerspruch und die Freude am Tiefenschürfen entdeckt, der sich gegen Hetze und Zeitnot stellt und sich von den Zumutungen eines schmalen Büchleins doch immerhin anregen lässt, auch wenn es am Ende kein Gewinnspiel gibt.

Das wäre ein Leser!

*

Natürlich ist es gänzlich außer Mode gekommen, den Aphorismus wertzuschätzen. Schon das Wort ist verdächtig: Aphorismus. Wann hat man es zuletzt gehört oder überhaupt schon einmal gehört? Dabei wäre der Aphorismus, das antiquiert-antike Element ferner Jahrhunderte, das Format der Stunde: die zelebrierte Verweigerung, über das Fragmentarische hinaus einer in abertausende Splitter zerschlagenen Welt homogene

Systeme oder gültige Lehren zu präsentieren und dennoch das Ganze zart zu ummänteln.

Das aphoristische Denken kommt dem zeitgenössischen Sehnsüchten und ihren kurzgetakteten Aufmerksamkeitsschwellen entgegen, dem Bedürfnis nach Knappheit, da die Zeit, sich in Texte zu versenken, weitgehend als verlorene, da unproduktive, geradezu müßige, jedenfalls gilt. Was heute promoviert wird, soll nicht wehtun, keine übermäßige Konzentration abfordern, keine Zeit stehlen.

Ausufernde Texturen zu erfassen ist ein Geschäft geistiger Antiquare. Ein Klick ein Bild, ein Link ein Zitat – je schneller etwas auf den Punkt kommt, je einfacher ausgedrückt (man könnte sagen herausgedrückt) es ist, desto besser lässt es sich konsumieren, auch wenn ein Punkt als Finale einer Entwicklung verstanden werden muss und in Frage steht, ob man ihn, den Punkt als solchen, überhaupt begreifen kann, wenn man die Entwicklung nicht begriffen hat, die ihm vorausliegt. Ein Aphorismus ist so kurz wie möglich und so lang, wie es sein Inhalt erfordert. Der Inhalt des Aphorismus

generiert seine eigene Form, oder so gesagt: wenn Form zum Inhalt wird, ist der Aphorismus geglückt.

Aphorismen sind unberechenbar. Sie attackieren die Gewohnheit. Mal sind es zehn Zeilen, mal zehn Seiten. Mal enden sie ihm Nichts, mal finden sie kein Ende. Sie sind Clips, die man, der Takt der Gegenwart entsprechend, hinfortzappen kann. In ihrer aufgeregten Abgeklärtheit aber sind Aphorismen denkbar eitel, denn trotz ihrer minimalen Kürze wollen sie maximale Beachtung. Der Aphorismus zieht den Leser auf knappen Raum in die Tiefe, und wenn er ihn, den Leser, luftschnappend auftauchen lässt, reißt ihn der folgende sogleich in die nächste Tiefe, was auf einer herrlichen Höhe enden kann, wenn der Aphorismenkonsument nicht bereits in die Krise gestürzt ist.

Die folgenden 130 Seiten bestehen fast ausschließlich aus unkonsumierbaren und doch appetitanregenden Aphorismen. 1 bis 43 im ersten, 44 bis 67 im zweiten, 68 bis 70 im dritten Teil. Sie überlassen es dem Leser selbst, am jeweiligen Ende eine Pause einzulegen, um

über das Gelesene nachzudenken, abzuschweifen oder sich zu ereifern.

Einer jener Glaubenssätze der Globalisierung, denen heute niemand mit angebrachter Skepsis begegnet, ist die Lüge, dass alles mit allem zusammenhänge. Abgesehen vom filigranen Gnostizismus, der darin steckt, ist der Satz nicht mehr als ein Wunschtraum ratloser Weltverklärer. Nichts hängt freilich mit gar nichts zusammen, das ist der Fall. Auf die tiefgründelnde deutsche, herrlich nachtschwarze Erkenntnis des Heinrich Faust, nicht zu wissen, was die Welt im Innersten zusammenhält, müssten wir heute unruhig am Pulte stehend antworten: na, die Welt!

Das mutet beinahe banal an. Aber wer hat je widerlegen wollen, dass das Banale die Schönheit des Moments in sich trägt?

Der erste Teil dieser streitbaren Schrift besteht im Versuch, die Denkfigur des freien Individuums in einer fragmentierten Welt zu entwerfen, das auf dem Höhepunkt seiner Freiheit unfrei ist. Der zeitgenössische Mensch wird begriffen als historischer Endpunkt einer

Freiheit, deren exzessiven Regime er nicht mehr gewachsen ist. Freiheit will etwas, dessen Zustandekommen sie nicht garantieren kann. Man kann Freiheit nicht konsumieren, und man kann Freiheit nicht gewinnen, nur verlieren. Reduziert auf die Erkenntnis, keinerlei Identität zu haben, weder eine persönliche noch, wohlgemerkt, eine soziale, steht das zeitgenössische Individuum schließlich am Abgrund: unter ihm der Fluss des Vergessens, über ihm ein Himmel ohne Götter, vor ihm nichts als reine Zukunft. Der zweite Teil versucht sich an der Statik einer stabilen Brücke zwischen dem gedemütigten Individuum und der Gemeinschaft. Rasch sind Politiker und Leitartikler mit wohlfeilen Ratschlägen zur Hand, es müsse eine Kultur der Gemeinsamkeit geben. Aber was ist das? Und wie organisiert man dieselbe? Es wird also um reale Begegnungen, Rückversicherungen und Rückbindungen gehen müssen. Über Skizzen und Gedanken, wie man Individuum und Gemeinschaft unter heterogenen Bedingungen eines freisinnigen Liberalismus verknüpfen könnte, liefert der Essay schließlich sechs

Fragmente eines neu zu organisierenden Vertrags der Gesellschaft mit sich.

Über das inhaltliche Programm hinaus bietet das *Ich zum Wir*, im Preis mit inbegriffen, auch noch ein Navigationsverfahren an. Gesetzt den Fall, einem Leser sei das Thema eines Abschnitts überaus unangenehm oder er fühle sich persönlich angegriffen, kann er den entsprechenden Abschnitt selbstgewiss überspringen, quasi links liegen lassen, ohne den Faden einer der Sache dienenden Argumentation zu verlieren. Der am Anfang jedes Abschnitts jeweils *kursiv gesetzte Satz* markiert dessen Leitmotiv. Die ausschließliche Lektüre aller dieser Leitmotive ist ein kurzes Vergnügen, ergibt aber eine thesenartige Zustandsbeschreibung, die die Kernfäden des gesamten Gebindes beinhalten. Grundsätzlich mag der Leser alle nummerierten Teile von 1 bis 70 chronologisch absolvieren; oder aber er folgt dem Vorschlag des Autors und sucht nach der Lektüre eines Abschnitts denjenigen auf, dessen Nummer hier und da, wo es angebracht ist, am Ende in

Klammern angegeben ist. So ergeben sich womöglich überraschende Assoziationswege, die ihn im besten Fall, wie bei einer allmählichen Häutung, durch die Schichten einer Zwiebel hindurch zur Wurzel führen. Assoziatives Lesen und Schreiben sind Vehikel einer kulturellen Epoche, die verlernt hat, komplexe Texturen zu erfassen und zuzulassen. Dem wollen wir aus Sorge um die geistige Hygiene der Republik Rechnung tragen und fragmentieren nach bestem Wissen und Gewissen, um auf diese Weise überhaupt erst kontextualisieren zu können.

**

1. Teil

Aufstieg und Fall des zeitgenössischen Individuums

1.

Nie zuvor in der Geschichte war der Einzelne freier als heute und nie zugleich in seiner Freiheit versklavter. Das Individuum ist historisch scheinbar vollendet und doch auf den Nullpunkt seiner Identität gesetzt. Hat das Ich sich über Jahrhunderte hinweg aus den Fängen des Wir befreit, ist ihm heute sein Wir abhanden gekommen. Eine bedenkenswerte Malaise.

Warum seine immense Freiheit den Menschen unfrei macht, weshalb die Strukturen, die ihn einst frei machten, ihn „entmenschlichen“, warum, kurzum, die Gefahr eines Bürgerkriegs und die Notwendigkeit eines neuen Gesellschaftsvertrags besteht, – um nichts Geringeres soll es in dieser Streitschrift gehen, die sich versteht als tastende Suche nach Gewissheiten sowohl wie als bescheidener Aufruf zur Rettung unserer Autonomie.

2.

Der Mensch von heute ist getrieben. Er hetzt durch das Leben, ohne es zu spüren – *es* ist die Hetze sowohl wie das Leben als solches. Präziser gesagt hetzt das Leben ihn durch sich hindurch. Es hat sich von ihm abgekoppelt und spielt sich auf als eigenes Regime. Obwohl der zeitgenössische Mensch glaubt, seine Lebenswelt in hohem Maße zu gestalten, ist es vielmehr so, dass die Umstände seines Lebens ihn gestalten. Er ist reaktiv. Er reagiert auf Ansprüche, die ihn nicht ansprechen, ihn aber auffordern, sie zu erfüllen. Der Mensch von heute gehorcht.

Es sind dies höchst widersprüchliche Ansprüche. Das zeitgenössische Individuum soll perfekt kalkuliert, rational planend, effizient, engagiert, innovativ und dauerhaft kreativ sein. Und gleichzeitig charismatisch, enthusiastisch, überschreitend, sozialkompetent und einfühlsam.

Geht das? Ein Pfarrer würde sagen: „Nur im Vertrauen auf Gott“. Ein Gewerkschafter würde sagen: „Nur mit endlich höherem Lohn“. Ein Psychoanalytiker würde sagen: „Nicht ohne Freilegung des Verdrängten.“ Ein

Coach würde sagen: „Nicht ohne Stärkung des Selbst im Ich.“ Ein Unternehmer würde sagen: „Alles geht, wenn man es nur will.“ Ein Politiker würde sagen: „Die gegenerische Partei ist schuld.“

Wir sagen: Abwarten.

Genötigt zu ständiger Bewegung hat der zeitgenössische Mensch ständig mit dem Gefühl zu tun, der Geschwindigkeit dieser Bewegung nicht genügen zu können. Das Neue ist schon da, wenn das Alte noch nicht einmal so weit verschwunden ist, um im herkömmlichen Sinne als „alt“ gelten zu können. Die Koexistenz von Altem und Neuem ist irritierend, weil sie eine neue Logik etabliert und das natürliche Gefühl für Zeit tilgt. Impulse jagen einander, während die Kraft zu ihrer Verarbeitung schwindet. Es fehlt die Dauer, um Bindekräfte zu entwickeln – wenn alles, was kommt, sogleich wieder schwindet, gilt nichts auf Dauer.

Der zeitgenössische Mensch zum Beispiel steht morgens auf, um einen ganzen Tag lang den Ansprüchen gerecht zu werden, die das Leben an ihn stellt. Die Ansprüche sind hoch, aber niemand weiß, warum sie so hoch sind.

Sind sie höher als vor Jahren? Vermutlich. Aber wodurch? Und wo kommen sie her? Und wer hat sie eigentlich formuliert? Zur Ruhe kommt der Mensch von heute selten, obwohl ihn kaum noch etwas bewegt. Auch wenn er ständig in Bewegung ist, lässt er sich von nichts mehr bewegen. Das ist einer jener faszinierenden Widersprüche, denen der Zeitgenosse unausgesetzt ausgesetzt ist. Fragen, woher die Ansprüche kommen, die ihn nicht zur Ruhe kommen lassen, stellt er sich nicht. Fragen halten auf und können unangenehme Nebenwirkungen zeitigen. Ohnehin wird kaum noch gefragt, sondern gleich geantwortet oder zumindest schultergezuckt.

Der Mensch von heute hat kein Gefühl für sich, aber durchaus das Gefühl, nirgends mehr anzukommen. Er ist immer Zweiter. Das ist ungeschickt in einer Epoche, die allein den Sieger als wertvollen Menschen erkennt.

Kaum hat der hastende Zeitgenosse ein Ziel erreicht, muss er von vorne anfangen, weil erfüllte Ziele nur Etappen auf dem Weg zu neuen erfüllbaren Zielen sind.

Der Mensch von heute arbeitet, um zu arbeiten. Selten stellt er durch Arbeit etwas her. Wenn er etwas herstellt, dann noch seltener Güter, die ihm selbst von Wert sind. Er hat das Gefühl, Glied einer Kette von Funktionen zu sein, deren Sinn darin besteht zu funktionieren.

Genaugenommen weiß er nicht mehr, wie man sagt, wo ihm der Kopf steht. Ab und an schmerzt derselbe spürbar, weil er sein gefühltes Gewicht verdoppelt hat und die Nackenmuskeln verspannen. Natürlich kann man dann allmorgendlich Yoga praktizieren und in seine Füße atmen. Manchmal beruhigt auch eine Höhlenmeditation oder die Anrufung des Feuers während einer mystisch umflorten Nacht der Erleuchtung für 300 Euro auf einer spirituellen Sommerakademie. Kehrt der rasch Erlöste mit dalailamischer Lächelei aus dem inneren Exil zurück, empfangen ihn bereits hundert Verführungen, ihn aufs neue von sich fortlocken.

3.

Mehr noch, der Mensch von heute ist erschöpft. Fragt er sich, was konkret er will, kommt er zu keiner Antwort. Kann es sein, dass er gar nichts will, obwohl sein Wille nach irgendetwas so unerhört groß ist? Wenn er aber etwas will, von dem er nicht weiß, was konkret es ist, warum will er es dann unbedingt?

Es gibt Momente, da spürt er die Leere in sich. Draußen, in den Kulissen der Warenwelt, tobt die sinnlich-süße Fülle, es blinkt und glitzert, schäumt und jault, und er, der Mensch von heute, kann sich den Verführungen nicht hingeben, weil er keine Kraft mehr zur Hingabe hat.

Wer sich nicht hingibt, der gibt nicht. Ist der Mensch von heute ein blutleerer Nehmer, der Konsument eines Lebens, das gar nicht seines ist? Das hieße ja, er hätte sich sein Leben ausgeborgt, womit wir dem Kern dieser streitbaren Schrift abermals eine Schicht näher kommen, denn die große Frage ist: Bei wem?

4.

Der Mensch von heute ist nicht nur getrieben und erschöpft, er ist ein Sklave seiner selbst. Auch wenn er

sich selbst nicht spürt, so spürt er seine Erschöpfung durch sich. Seine eigene Getriebenheit erschöpft ihn. Die Ausdauer, die er bräuchte, dem Ansturm der Impulse und Ansprüche schöpferisch begegnen zu können, ist übermenschlich. Weil er aber einstweilen nur Mensch und nicht Maschine ist, legt er, um die ständige Depressionen zu verhüllen, an Fitness zu und erhöht die Drehzahl seiner Erschöpfung. Anerkennung erhält, wer der Rationalität der Ansprüche geradezu spielend standhält und glaubhaft versichert, die Umstände, die ihn gestalten, aktiv zu gestalten. Vor lauter Übermenschseinmüssen hat er sein Menschseinkönnen verloren. Wann wäre er ER selbst? Was ist sein Selbst? Er kann die Frage nicht beantworten. Für die unterhaltsame Klärung der größten Fragen gibt es schließlich Horden von philosophierischen Lebensberatern, Motivationsmystikern und Ratgeberautoren mit Bestsellerambition. Kaum etwas ist ihm verboten und doch fühlt er sich fremdbestimmt. Wer ihn bestimmt, weiß er nicht; was ihn bestimmt, auch nicht. Er weiß nicht, was er wissen kann und weiß nicht,

was er wissen soll. Er weiß durchaus, dass er nie genug wissen kann und seine Einsicht in das eigene Nicht-Wissen keiner Paranoia entspringt. Kaum eine wie auch immer konjugierte Sonntagsrede geht über den Katheder ohne den Imperativ: Bürger, wisse mehr! Lerne lebenslang, sonst bist du verloren!

Wissen ist alles andere als Macht, sondern erst einmal Grundbedingung, überhaupt bestehen zu können. Wenn der zeitgenössische Mensch sein Leben lang lernen, sich fortbilden, hier und da verbessern soll, gerät sein Alltag zur fortgesetzten Verweigerung von Muße. Manche retten sich aus diesem Korsett durch Ausstieg, andere durch Askese oder Amok. In der extrem sportlichen Überbietung der ohnehin erschöpfenden Ausbeutung, im permanenten Ironman-Triathlon eierschalfragiler Bürohengste, bricht sich schließlich eine Übersteigerungs- und Grenzerfahrungssucht Bahn, die der eigenen Betäubung durch die Umstände durch die Betäubung der Umstände trotzt. So arbeitet der Zeitgenosse hier und da sogar mit Anabolika an der Wiedergewinnung der Hingabefähigkeit.

5.

Nichts kennzeichnet die subjektive Lebenswelt von heute mehr als die Wahl und die Ambiguität der Wahl. Der Zeitgenosse ist Zeitgenosse, weil er die Wahl hat. Er ist Wahlgenosse. Er ist immer in Wahl und immer vor einer Wahl. Die Wahl fordert ihn permanent heraus. Getrieben und erschöpft von und durch Kräfte, die er nicht kennt, ist der zeitgenössische Mensch Sklave einer Freiheit, die in der Wahl besteht. Das Perfide ist, dass sie ihn stets auffordert, sich selbst zu wählen, ohne ihn nach erfolgter Wahl zu sich kommen zu lassen.

Alle modernen, postmodernen und spätmodernen Ich-Entwürfe haben dieselbe Grundlage: Selbstwahl. Nicht der gnädige Akt einer Regierung, einer Gottheit oder anderen diffusen Macht bestimmen Wert und Stellung des Individuums – das System der Freiheit selbst erlaubt, ja erfordert geradezu, dass der Einzelne sich selbst wählt und durch die Wahl selbst ergreift.

Aber was ergreift es da, und woraus wählt es?

Die Selbstwahl ist ein zweischneidiges Schwert. Zum einen ist sie bis heute der höchste Ausdruck individueller Freiheit, weil sie dem Einzelnen die Entscheidung über die Art und Weise seines Selbstseins auch selbst überlässt. Zum anderen zwingt sie ihn, sich permanent selbst für die Wahl zur Verfügung zu stehen. Dass jeder seines Glückes *eigener* Schmied zu sein hat, bedeutet ja nichts weniger als dass er stets an sich zu arbeiten und in Form zu bringen hat.

Wenn der Einzelne permanent derart über sich zu verfügen angehalten ist, wird er zu seinem eigenen Instrument. Durch den Zwang zur Instrumentalisierung seiner selbst, unterstellt er sich einer Logik der Funktionalität. Er wird berechnend, weil er selbst berechnet wird. Diese berechnende, oder wie man auch sagen könnte: instrumentelle Vernunft, diese mess- und vermessbare Rationalität, greift bereits im Säuglingsalter auf den Menschen zu, wenn etwa über das Kind verfügt wird, es müsse im Streben nach Perfektion aufwachsen, um später den Ansprüchen einer stetes abrufbaren Funktionstüchtigkeit gerecht zu werden, die

es sein Leben lang beherrschen wird. Über die Möglichkeit zur vorgeburtlichen Anmeldung am Gymnasium samt anschließender Studienplatzsicherheit würde es auf den Marktplätzen deutscher Städte vermutlich Freudentänze geben. Ein durchgeplantes Leben ist ein effektives Leben, ein effektives ein effizientes.

6.

Das Individuum steht unter Perfektionszwang. Je freier der Einzelne, will heißen: je größer seine Wahlfreiheit ist, desto größer ist auch seine Verantwortung, das Richtige zu wählen. Was aber ist das Richtige? Das, was ihm selbst entspricht. Aber woher weiß der Einzelne, was ihm entspricht? Sich in jeder Situation wählen zu müssen, setzt ja erst einmal die *Fähigkeit* zur Wahl voraus, die keineswegs selbstverständlich ist, weil die Fähigkeit zur Wahl wiederum voraussetzt, dass der Einzelne *in der Lage* ist, sich zu jeder Zeit selbst zu steuern. Oft sind Menschen aber dazu außer Lage: trotten auf der schiefen, halbschiefen oder abfallenden Bahn;

unfähig, die Koordinaten ihrer Lage anzugeben, den lastenden Kopf nach hinten oder unten gewendet, vielleicht unter den Händen eines thailändischen Masseurs. Will heißen: der klare Kapitänsblick auf der Brücke des eigenen Schiffes ist selten ungetrübt.

Freiheit ist keine Gegebenheit. Freiheit ist eine Idee. Mit Freiheit umzugehen erfordert eine Fähigkeit, die Charles de Montesquieu, der vornehme Denker der Aufklärung, Anfang des 18. Jahrhunderts „virtú“ nannte. Die virtú ist, altmodisch gesprochen, eine Tugend. Sie ist die treibende geistige Kraft in einer demokratischen Gemeinschaft, das Vehikel der res publica – der Sache, die uns alle und also jeden Einzelnen angeht.

Aber dem Ausmaß an Freiheit ist nicht jeder gewachsen, und dem Ideal des sich selbst ergreifenden Ichs steht seit geraumer Zeit kein sozialetisches Korrektiv mehr entgegen. Das heißt: das freie Ich hat keine virtú mehr, weil sie ihm weder schulisch noch gesellschaftlich vermittelt worden ist. In der virtú aber steckt der Geist *für die* Gemeinschaft, wenn nicht gar der Geist *der* Gemeinschaft.

So ist zu vermuten, dass dem zeitgenössischen Ich sein Wir abhanden gekommen ist. Das freie Individuum ist nicht mehr über seine Freiheit im Bilde.

7.

Natürlich lebt der deutsche Mensch der Gegenwart in unerhörtem Frieden mit dem größtmöglichen Freiheitsversprechen. Er darf zwischen hunderten, manchmal tausenden Alternativen wählen, was sich, möchte er sich im Starbucks oder Fellows oder Balzac um die Ecke einen Caffee besorgen, beispielsweise wie folgt gestaltet: To stay oder to go? groß, mittel, klein? halbfett, vollfett? Karamel, Kakao, Apfel, Zimt? Selbst der Genuss wird zur Arbeit der Entscheidung. So zieht sich das in jeder Hinsicht durch alle Lebensbereiche. Der Wahlfreiheit entkommt man nicht mehr. Mit jeder Wahl muss er sich entscheiden und mit jeder Entscheidung Verantwortung für dieselbe übernehmen. Und er wenn er keine Verantwortung übernehmen will? Er muss. Der Wahl-, Entscheidungs- und Verantwortungszwang ist die erste fraglos plausible Rationalität, der er nicht mehr

entkommen kann. Der Einzelne selbst trägt die Last seiner eigenen Freiheit. Sie wiegt schwer, schwerer als der Kopf, von dem er nicht immer weiß, wo er steht. Niemand hat ihm beigebracht, wie mit Freiheit umzugehen ist, weil ihm niemand beigebracht hat, Freiheit zu erkennen. Wo fängt sie, wo endet sie? Sie ist ja kein Gut und nicht zu erwerben. Sie ist von Anfang an da. Der Mensch von heute wächst in Freiheit auf. Er *ist* Freiheit. Aber niemand hat ihm gesagt, dass Freiheit eine Diva ist: Sie will, fordert und ist höchst empfindlich. Man kann sich darauf verlassen, dass sie da ist, aber nicht darauf, dass sie einem entgegenkommt. Also muss jeder sich ergreifen, indem er seine Freiheit ergreift.

8.

Freiheit gerät nicht durch ihre Verhinderung in die Krise, sondern durch ihr unbewältigtes Übermaß. Der deutsche Staatsbürger zum Beispiel steht alle paar Monate vor einer Galerie an fremdartigen Mitbürgern, die ihn prinzipiell gewinnbringend anlächeln. Diese Mitbürger gehören einer Partei an, sie gelten als

Politiker, inkarnieren die Idee des Demokratischen und wollen als Repräsentanten gewählt werden.

Glücklicherweise hält das Regime der Freiheit den Zeitgenossen an, sich seine Repräsentation wählen zu können: für seine Kommune, sein Land, den Bund, für Europa und auch ein bisschen für seine Repräsentation in der Welt.

Nach Lage der Dinge hat der Zeitgenosse jene Mitbürger, die ihn repräsentieren wollen, bis auf sogenannte Spitzenpolitiker noch nie gesehen. Er weiß nicht, wie und worüber sie reden, ob und wie sie argumentieren, wofür sie stehen, wenn sie überhaupt für etwas außer sich selbst stehen. Gesichter von Menschen, die sich zur Wahl stellen, sind meist Images eines Vakuums. Als zeitgenössische Bürger sind wir auf den iconic turn gemünzt, was bedeutet, dass unsere Wahrnehmung nicht mehr literarisch sondern ikonografisch konditioniert ist: ein Bild soll angeblich nicht nur mehr als tausend Worte sagen, es kann die- oder denjenigen, die oder den es vor- oder ausstellt, ad hoc adeln oder vernichten, ohne dass klassische,

altfränkisch angestaubte Kriterien wie Wahrhaftigkeit, Augenmaß, Verantwortungsbewusstsein zur Beurteilung bemüht werden müssten. Die kulturelle Diktatur des Bildes, die eine Diktatur der visuellen Wahrnehmung ist, hat kontinuierlich an der Abschaffung des Wortes gearbeitet, so dass immer weniger Menschen in der Lage sind, sich in komplexen Texturen zu versenken. Die Erziehung zur Eindimensionalität ist das Lebenswerk des totalitären Boulevards, auf den in Aphorismus 35 in gebotener Verachtung eingegangen wird.

Wir können an den Plakatgesichtern liberaler, christdemokratischer, sozialdemokratischer, grüner oder linker Menschen nicht nur die politische Ästhetik Deutschlands, diese Legierung aus emanzipierter Graumäusigkeit, Beamtenblässe und Freudferne, ablesen, sondern fragen im Umkehrschluss, ob die Krise der politischen Repräsentation, die in der tragischen Abwesenheit charismatischer Vitalität besteht, nicht auch eine Krise der beiden Grundprinzipien parlamentarischer Demokratie ist, welchen unsere

unerschütterliche Sympathie sicher ist: Diskussion und Öffentlichkeit.

9.

Aus der Degenerierung öffentlicher Diskussion folgt fast logisch die Krise der Intellektualität. Die Krise der Intellektualität ist vornehmlich eine Krise des Arguments. Das Argument ist so sehr in der Krise wie die Krise eine solche der Argumentation ist. Das Argument ist heute unwillkommen, weil es auf- und innehält. Die Kunst des Argumentierens ist unter allen, die ein Politiker von heute besitzt, die stiefmütterlichste. Wenn nach einleuchtender philosophischer Erkenntnis Sein Sprache ist und Sprache Denken, dann wäre die Krise des Arguments letztlich eine Krise des Denkens – der Fähigkeit zur Differenz. Sie, die Fähigkeit zur Unterscheidung und nicht Unterhaltung, ist eine Fähigkeit zur Entscheidung: Wer unterscheidet, trennt und selektiert *aus gewissen Gründen*. Wenig aber vermag das spätmoderne Ich weniger als im Tumult der Verführungen eine klar begründete Entscheidung für

gewisse Gründe, also Gründe, die auf Wissen und Gewissen basieren, zu treffen. Erstens könnte ja auch das Gegenteil richtig sein und der Unterscheider einen Fehler begehen. Zweitens wird eine klare, begründete Haltung nicht wertgeschätzt, weil sie die scheinbar fraglos plausible Rationalitäten des Gegebenen in Frage stellen könnte oder Differenzierung drittens schlichtweg langweilig wirkt. Meinungen ersetzen Begründungen, Gefühlsbefindlichkeiten rationale Verantwortung. Dazu kommt, ganz praktisch, das Regiment der täglichen Angst. Wer mit ständigem Personalabbau bedroht wird, überlegt dreimal, ob er argumentiert und vielleicht in Ungnade fällt. Beklagenswert ist die Tendenz, nach der es, wie man vermehrt zu hören bekommt, scheinbar kaum noch Vorgesetzte gibt, die auf konstruktiven Widerspruch ihrer Mitarbeiter setzen. Diskurse kosten Zeit, und die Angst der Vorgesetzten vor ihren Vorgesetzten, Schwäche zu zeigen, einen Fehler zu begehen, lässt niemals die Souveränität des Augenmaßes zu, die für die freie Entfaltung einer Kultur der kreativen Differenz notwendig wäre. Wagnis und Mut und

Eigeninitiative sind auf dem Höhepunkt der Freiheit nicht vorgesehen. Deshalb womöglich herrscht über deutsche Büros ein teilweise unfassbares Demotivations-Regime.

Argumentieren kostet Zeit. Zeit ist ein knappes Gut.

Wenn Zeit ökonomisiert wird nach der Maßgabe Zeit sei Geld, dann kostet Argumentieren Geld. Argumentieren heißt, sich in den Widerstreit begeben. Im Argument steckt der Streit mit sich, also ist es ein dialektischer Akt.

Dafür ist Differenzvermögen notwendig. Um klar scheiden zu können, muss man ableiten und aufleiten und zum einem Urteil kommen. Dazu bedarf es der Präzision von Wahrnehmung, Analyse und die Genauigkeit der Informationen. Aber wann ist eine Information eine Information und wann eine relevante dazu? Wer entscheidet, muss wissen und einordnen. Die präzise Information ist nicht mehr wichtig. Peu à peu übernehmen auf Schnelligkeit und Überschaubarkeit ausgerichtete Wikinome wie Wikipedia und Google oder diverse Service-Tools die sinnlich-leibhaftige, persönliche Beschaffung von Informationen am Ort des

Geschehens. So wird jeder Anspruch auf Wahrhaftigkeit oder Augenzeugenschaft degradiert. Authentizität durch den Korrespondenten scheint zunehmend lässlich zu sein, mehr und mehr Verlagshäuser bauen ihre Posten im Ausland ab, obwohl durch die globalisierende Vergrößerung der Welt transparente Beobachtung allerorten wichtiger wird, da alles mit allem zusammen hängt. Durch den fehlenden Wettbewerb der Korrespondenten konkurrierenden Zeitungen, die einander soziale Kontrolleure sind, sinkt der Zwang zur präzisen Beobachtung: keiner muss fürchten, vom Konkurrenten sachlich widerlegt zu werden. Daraus folgt, dass entweder gar keine Informationen mehr aufbereitet werden oder nur noch durch einige wenige, die einen Pool an Abnehmern bedienen, wodurch die Qualität und Wahrhaftigkeit eingeschränkt ist. Qualität, definiert als Wahrhaftigkeit in der Zeit, ist teuer. Lässt sich Rendite auch ohne Qualität herstellen, geschieht es. Ständig werden die technischen Vehikel zur Kommunikation verbessert und vereinfacht. Umso verwunderlicher ist der Umstand, dass als Folge

explodierender Kommunikativität in der Ära digitaler Verständigung via e-mail, Mobilfunk, Skype und dergleichen der Einzelne zunehmend unverbunden scheint. Unverbundenheit ist eine Form der Unverbindlichkeit.

Vielleicht wurde nie mehr geredet als heute und zugleich nie weniger aus-, sicher aber nie geringer angesprochen. Die Inhaltsleere der in den Ausdruck gesetzten Zeichen in ihren Endlosschleifen, diese Verselbständigung der Rede ohne Ansprache, hat eine Matrix der Verständigung kultiviert, deren Effekt im Nicht-Verstehen besteht. Wenn Sprache die Voraussetzung der aktiven Teilnahme an Staat und Gesellschaft ist, weil nur Sprache Verständigung mit Verstand ermöglicht, liegt mit der Sprachlosigkeit ein ethisches Problem vor und somit ein Problem für jede substantialistisch verstandene Demokratie. Womöglich auch deshalb ist diesertage gelegentlich vom Verfall der Demokratie, im mindesten aber von Demokratie-Ermattung die Rede.

Die Verkümmernng der Partizipation als wesentlicher Bedingung für eine demokratische Ordnung ist eine bedrohliche Gefahr für die Massendemokratien einer neuen Epoche. Wenn stimmt, was der englische Politikwissenschaftler Colin Crouch diagnostiziert, ist die Blütezeit der Demokratie zu Ende. Crouch, der für die Degenerationen des Demokratischen den Begriff „Postdemokratie“ gefunden hat, prophezeit nichts weniger als einen Rückfall in vordemokratische Zeiten. „Der Wohlfahrtsstaat“, schreibt er in kulturkritischem Pessimismus, „wird bis auf ein Minimum abgebaut, es geht nur noch um Hilfe für die Armen und nicht länger darum, staatsbürgerlicher Teilhaberechte für alle sicherzustellen; die Gewerkschaften sind marginalisiert; das Wohlstandsgefälle zwischen Arm und Reich wächst; das Steuersystem ist nicht länger auf Umverteilung ausgerichtet; Politiker kümmern sich vor allem um die Belange einer Handvoll Wirtschaftsführer, deren spezielle Interessen dann höflich in die Sprache der Leitlinien öffentlicher Politik übersetzt werden; die Armen verlieren zunehmend jegliches Interesse an allem,

was um sie herum geschieht und gehen nicht einmal mehr zu Wahl, wodurch sie freiwillig wieder jene Position einnehmen, die sie in prädemokratischen Zeiten gezwungenermaßen innehatten.“

Und weiter: Aufstieg und Macht der Wirtschaftseliten schwächen die kreative Dynamik des Systems, weil die Macht, die sie ohnehin bereits ausüben, in politische Macht übersetzt werde, mit der sie Zugriff auf weitere soziale Bereiche bekämen. Vom Ideal der politischen Selbständigkeit jedes Bürgers immer weiter entfernt, schlägt Crouch die Revitalisierung der Demokratie durch Bildung neuer kollektiver Identitäten vor.

Vor diesem Hintergrund ist zu fragen, welche Art von Demokratie wir in der nächsten Gesellschaft haben werden. Die Frage mag verstörend sein, scheint ihre Antwort doch klar: keine andere als heute. Genau genommen aber ist das unmöglich, weil die Koordinaten ihrer Verortung sich irreversibel verändert haben. Die Politikforschung sagt voraus, dass die politische Orientierung nicht mehr an traditionellen Milieus, sondern an Querschnittsthemen stattfinden wird. Der

wachsende Anteil der Nichtwähler oder Wahlverweigerer indiziert einen neuen Begriff des Politischen: das Politische verlagert sich in die Sphäre des Projektiven. Programme spielen keine Rolle mehr, Parteitagebeschlüsse sind Relikte überkommener Treueschwüre, Milieuloyalitäten gibt es kaum noch. In die Zukunft gedacht könnte das bedeuten, dass die klassische Parteiendemokratie an ihr Ende gerät. Es wird dann keine Koalitionen im herkömmlichen Sinn mehr geben, sondern eine Koexistenz diverser „Holdings“: politische Unternehmen, geführt von einem CEO, dessen einzelne Abteilungen unterschiedlichste Wählergruppen aufspüren, sie für Projekte wie *Familie*, *Entwicklungshilfe* oder *Klimaschutz* rekrutieren und zu einer Mehrheit zusammensetzen. Der einzelne Wähler wählt künftig nutzen- und nicht mehr bindungsorientiert, und wer sich politisch engagiert, vor allem, wenn er jung ist, ist selten bereit, sich über den begrenzten Zeitraum eines klar definierten Projektes hinaus weiter einzusetzen. Kehrseite dieser Entwicklung ist Unberechenbarkeit und in ihrem Zuge

Stimmungsflüchtigkeit des Wählers: Mehrheiten können nicht mehr verlässlich vorausgesagt und berechnet werden.

So werden Parteien und Gruppen extrem anfällig für kurzfristige Stimmungen und stimulieren derartige Stimmungen durch einen hohen Aufwand an PR-Strategien und Werbung, indem sie dem größten Teil der Bevölkerung nach dem Maul reden. Da die öffentliche Sphäre weitgehend vom totalen Boulevard okkupiert ist, dessen intellektuelle Entkernung der Gesellschaft und Entmündigung des Bürgers tragische Züge angenommen hat, wird politische Kommunikation mehr denn je das Geschäft von professionellen PR-Experten und Strategen des Politainments sein, deren Aufgabe darin besteht, den heroischen Ernst zu entheroisieren und Politik als Ware zum Gegenstand der Entertainmentindustrie zu degradieren, um durch Omnipräsenz die öffentliche Debatte zu bestimmen.

Politik wird zunehmend zum Modell der Lobbyarbeit und der Interessenvertretung übergehen und sich von der klassischen Arbeit einer Partei verabschieden. So wird

das Politische ein Jahrmarkt – und ebendas: ein Markt. Der Markt belohnt, was die Mehrheit will. Die Mehrheit aber ist apathisch und will offensichtlich nichts. Die *volonté générale* ist eine statistisch konstruierte Fiktion. Es ist die prinzipielle Stärke und strukturelle Schwäche des demokratischen Systems, dass es für sein großes Freiheitsversprechen Partizipation verlangt und Apathie erntet.

Katalysator und Profiteur dieser Entwicklung wäre, als Legitimationsbasis politischer Führung, die Demoskopie. Meinungsumfragen sind Parameter, auf die sich bestens passiv reagieren lässt: keiner muss sich die Mühe machen, den mühsamen Weg der Sammlung von Fakten und deren Aggregierung zu Wissen zu gehen, muss nicht vergleichen, abwägen, mitbedenken und schließlich zu einem Urteil kommen. Weil der im Siegerkult erzogene Mensch in der Mehrzahl naturgemäß auf der Gewinnerseite stehen will, lässt sich kaum jemand nicht von Umfragen beeinflussen. Wird der Niedergang des eigenen Kandidaten konstatiert, dreht sich erst die Spirale seines virtuellen, dann die des realen

Niedergangs immer schneller. Das Primat der Demoskopie verlangt die Ansmiegeleistungen des Politikers nicht an das Volk, sondern an die Agenda-Setter im Mediensystem.

Oder aber, das ist die andere Möglichkeit, die Inszenierung spielt gar keine Rolle mehr, weil sich durch keinerlei Bindungen organisierte Wähler nicht mehr auf einen Kandidaten einschwören lassen, womit jeder PR-Aufwand für diesen Kandidaten müßig und also obsolet würde.

In jedem Fall findet das Politische immer stärker unter Zeitnot und Tempo statt. Die Fähigkeit zur Beschleunigung wird zu einem politisch relevanten Faktor: auf kürzestem Wege über Internet-Plattformen und durch die Sphäre der autarken Weblogs große Zahl an Menschen über das Versprechen des größten Nutzens zu großen Mehrheiten zu einen. Es liegt nahe, dass dabei das Unpopuläre, Schwierige, Langweilige, Erregungslose, Nachsinnende, Langfristige kurz: das mühsame Geschäft der Substanz auf der Strecke bleibt.

Die Gefahr, die der Demokratie derzeit droht, ist ihre Manipulierbarkeit durch sich selbst. Antidemokratische, undemokratische und a-demokratische Bewegungen und Strömungen, diese stillen Herrscher der untergründigen Verachtung des liberalen Freiheitsversprechens, gibt es zuhauf. Sie werden dann gefährlich, wenn sie soziale Identitäten zu entwickeln und ihre Interessen zu artikulieren beginnen. Die Demokratie hat sich in den vergangenen Jahren zum Schematismus eingespielten Reflexen ritualisiert. Sie verfolgt zwar die legale Verfahrensform des Demokratischen, weil etwa Wahl-, Presse- und Versammlungsfreiheit ohne Einschränkung für jeden gilt. Was aber fehlt, ist ihre *substantialistische Legitimation*. Woran liegt es, dass sich eine große Zahl von Menschen nicht lebhaft an ernsthaften politischen Debatten und an der Gestaltung der politischen Agenda beteiligt? Und die anschließende Frage wäre schon: Welche Art von Demokratie *soll* es sein? Wie auch immer es kommen wird – die spät-demokratischen Gesellschaften haben es mit dem

Verfall von Diskussion und Öffentlichkeit und also mit der Degeneration von Freiheit zu tun.

Wer wählt, muss wissen, *was* er wählt, das heißt er muss sich selbst vor die Entscheidung stellen, aus dem Angebotsreservoir das für ihn Richtige auszulösen.

Wählen geht nicht ohne Wissen, soll Wählen als Verfahren nicht eine leere Form bleiben. Was richtig ist, obliegt dem Gefühl für Richtigkeit und dem Wissen. Der zeitgenössische Mensch weiß, dass seine historische Freiheit darin besteht, wählen zu können. Vielleicht weiß er es auch nicht. Der Status der Bildung definiert sich darüber, inwieweit er sich über die lange Geschichte seiner Wahlfreiheit im Bilde ist.

11.

Die Geschichte der letzten 700 Jahre seit Beginn des Humanismus mit dem italienischen Dichter Francesco Petrarca ist eine Erzählung von der Selbstbestimmung des Individuums. Durch die Renaissance hindurch emanzipiert sich das Ich in seiner konkreten Erlebniswelt aus dem göttlichen Zusammenhang und begreift sich

zunehmend als handelndes Subjekt. Die Geschichte der letzten 200 Jahre seit Ende der Französischen Revolution ist dann eine Geschichte der wachsenden Egozentrierung. Anfang des 19. Jahrhunderts setzt der Wandel von nachahmender zu kreativer, schöpferischer, ja: selbstschöpferischer, kurzum: romantischer Auffassung von Leben und Kunst ein – eine sich selbst erschaffende Ordnung mit zentralem Bezug zum impressionistisch spürenden, sich selbst spürenden Ich. Die Geschichte der vergangenen 60 Jahre schließlich ist eine Geschichte der Beschleunigung extremer Subjektivität. Seit vierzig Jahren sind wir Zeugen der Vollendung dieser Epoche der reinen Selbstbezüglichkeit. Vornehmlich seit der zweiten Hälfte der 1960er Jahre etablierte sich im Zuge der Emanzipation von der festgezurrtten Ordnung der jüngeren Geschichte ein Pathos der Ich-Stilisierung, ein öffentliches Sezieren des Intim-Privaten in höchster Sensibilität für sich selbst als narzisstisch kränkbares Subjekt. Man strebte nach den hohen Weihen unbedingter Selbsterfahrung.

Um es zusammenzufassen: In den vergangenen 700 Jahren hat sich das Individuum Epoche für Epoche selbstbestimmter aus militärischen und moralischen Einkleidungen herausgeschält und hat Schicht um Schicht Gemeinschaft abgelegt, bis die nackte Wurzel frei gelegt war. Das lateinische Wort für Wurzel ist *radix*, wovon das Adjektiv *radikal* abgeleitet ist. Der Begriff Individuum wiederum entstammt dem lateinischen *in-dividuus*: un-teilbar. Der radikale Individualismus unserer Tage hat so gesehen die Freilegung der Wurzel des Einzelnen aus dem Humus schützender Bedeckungen der Gemeinschaft zur Voraussetzung. Je ungeschützter die Wurzel ist, desto verletzlicher ist sie. Und je autonomer, desto einsamer. Heute ist als Kristallisationskern der eigenen Identität allgemein anerkannt weder göttliche noch weltliche Geschichte, sondern vornehmlich die Steigerung des subjektiven Glücks und Wohlstands bis zur Unermesslichkeit, wobei Glück und Wohlstand zunehmend ein symbiotisches Verhältnis eingegangen sind und im exzessiven Individualismus ihre Synthese

fanden. Will heißen: der Bezugspunkt meiner Weltwahrnehmung bin stets ich selbst –ist dieses unteilbare, radikale Ich, das seine angenommene Authentizität unbedingt artikuliert, verteidigt und wahrt. Das Internet stellt der radikalen Selbsterhebung des Individuums Foren und Portale wie „My space“ oder „YouTube“ bereit, in denen jeder via Videoclips sein Ich der Weltöffentlichkeit anbieten kann. Nichts scheint vertrauter und vertrauenserweckender als die Tyrannei der Intimität authentischer Individuen. Ihre Bilder kommen und verschwinden, so dass das Bleibende das Verschwinden selbst ist.

12.

Das Leben, das der zeitgenössische Mensch wählt, ist ein Leben in der Beschleunigung. Es zieht davon und manchmal an einem vorbei, was merkwürdig ist, weil man selbst es doch ist, der die Zügel in der Hand hält und durch entsprechenden Druck der Beine Galopp oder Schritt bestimmt. Um den Irrsinn dieses Irrtums deutlich zu machen, nehmen wir den keineswegs fiktiven und

überaus verallgemeinerbaren Fall eines süddeutschen
Prokuristen und nennen ihn zum Schutz seiner Person
Robert Opfer.

Um sechs Uhr steht Opfer auf, um sieben ist er im Büro.
Bis acht arbeitet er 50 bis 80 E-mails ab, die vom
Vortag übrig geblieben sind – zwei Drittel davon „cc“,
zur Absicherung. Niemand will diesertage einen Fehler
machen. Ab acht klingelt das Telefon, allerlei
Kurzbesprechungen; ab neun folgen Telefonkonferenzen
im 15-Minuten-Takt. Zu Mittag isst er selten, und wenn,
dann als Arbeitsessen im Stehen, das Handy am Ohr, auf
der Suche nach einer geeigneten Kau-Frequenz seines
Kiefers, um möglichst schnell den Mund für
Anordnungen freizubekommen. Der Nachmittag ist
durchgetaktet, meetings, Konferenzen, meetings. Ab 17
Uhr kann Opfer in Ruhe abarbeiten, was den Tag über
angefallen ist: Angebote prüfen, Angebote erstellen,
Budgets überwachen, Terminpläne abgleichen,
Ressourcen planen.

Mit Anfang 30 führt Opfer 26 Mitarbeiter. Er ist für sie
und ihre Familien verantwortlich. Seine eigenen Kinder

sieht er werktags nicht. Zwischen 21 und 2 Uhr kommt er nach Hause. Dienstagabends geht er direkt zum Basketball, Freitagabends zum Chor. Einmal im Monat trifft er sich mit anderen Elternbeiräten, einmal alle zwei Wochen tagt der

Kirchenvorstand. Verabredungen mit Freunden trägt Opfer vier bis sechs Wochen im Voraus ein, bis er keine Freunde mehr hatte, weil Nähe durch Nähe kommt und sein Arbeitstag keine Nähe mehr zulässt. Zwei Wochen Urlaub sind drin, am vierten Tag wird er jedes Mal krank. Ohne elektronischen „Timeplaner“ ist sein Leben undenkbar. Anfangs arbeitete Opfer 2000 Stunden pro Jahr, fünf Jahre später sind es 4000. Er arbeitet meist sonntags, samstags ohnehin. Zum Schluss kommt er auf 4000 Überstunden im Jahr, 2000 mehr als zu Beginn seines Aufstiegs 1996. Der Wahnsinn war schon da, und er, Opfer selbst, ist der Nukleus dieses Wahnsinns, den er nicht bemerkt.

Je schneller seine Leute Halbleiterfabriken aufbauen, Prozesse optimieren, Termine übereinanderlegen, mehrere Schritte gleichzeitig organisieren und somit

unvorhergesehene Lücken füllen, desto höher fällt der Bonus aus, den seine Firma einstreicht, durchaus 500 000 Euro pro Woche an eingesparter Zeit. Mitte der 1990er Jahre braucht die Firma für den Bau einer Fabrik 24 Monate; 2004 waren es elf. Für die auftraggebenden Unternehmen zählt jeder Tag; die Technologie wächst schnell und ohne Rücksicht.

Das Handy liegt stets in Reichweite. Wer immer erreichbar ist, steht auf der richtigen Seite. Opfers Chefs sind ja in derselben Spirale und froh um jeden, der mit ihnen mitdreht. Führungskräfte sind einsam.

Führungskräfte haben kein Zuhause mehr, und wenn sie überhaupt Freunde halten können, sind dieselben oft unerreichbar über die ganze Welt verteilt. Direkte Gespräche gibt es kaum noch, die sozialen Bezüge gehen kaputt, die natürlichen Vertrauenspersonen fehlen. Die Fülle der Entscheidungen ist überfordernd, die Tragweite von Millionendeals und Massenentlassungen auf Dauer schwer zu verkraften und die Abhängigkeit von Analysten, Börsenkursen, Quartalsbilanzen und Aktieninhabern enorm.

Opfer ist sich immer im Klaren gewesen, dass dies insgeheim erwartet wird. Anwesenheit ist oft karrierefördernder als Kreativität. Gerade die Deutschen definieren den Wert des Seins und die eigene Identität vornehmlich über Arbeit, Einsatz und Quantität.

Opfers Halswirbelschmerzen sind schon lange chronisch. Er hatte drei Gehörstürze und einen Tinnitus. Das Kopfweg wurde Standard. Als er mit seinen Kindern nur noch per mailbox kommuniziert und merkt, dass seine älteste Tochter rein gar nichts mit ihm anzufangen wusste, als sie eines Sonntags fremdelnd auf seinem Schoss sitzt, überkommen ihn plötzlich Tränen. Es ist das Ende des Dogmas, die Welt nach eigenem Gusto gestalten zu können.

13.

Im Zentrum dessen, was das spätmoderne Individuum kennzeichnet, steht der Begriff des „unternehmerischen Selbst“. Mit der Wahl von Politikern oder

Arbeitsverhältnissen, Berufsrichtungen oder Kaffeesorten legt der Einzelne sich und sein Leben fest und wählt sich dadurch selbst. Er nimmt sich in die Hand. Er unternimmt sich. Demgemäß fungiert jedes Individuum wie ein Unternehmer in eigener Sache. Als unternehmerisches Selbst gerät er in den „Sog des Unternehmerischen“, wie es der Leipziger Politologe und Ethiker Ulrich Bröckling nennt. Dieser Sog hat von Schule bis Verwaltung die gesamte Lebensführung im Griff. Der Mensch von heute ist alles in einem: Planer, Designer, Produzent, Vertriebstechniker und Manager seiner eigenen Marke. Er ist ein unternehmerisches Selbst, das die Aktie seiner Persönlichkeit möglichst gewinnbringend einsetzt. Gewinn bringt, was Ansprüchen genügt, die bereits da sind, bevor das Selbst unternehmerisch wird. Also muss sich der zeitgenössische Mensch, wenn er sich unternimmt, den Ansprüchen anpassen. Dafür muss er erstens den Markt ständig beobachten und zweitens seinen eigenen Wert ständig neu ausrichten. Die eigene Lebenswelt wird zum totalen Marktplatz. Die Teilnehmer verhandeln sich als

ihr eigenes Objekt. Je perfekter das gehandelte Objekt, desto größer die Chance auf Verkauf. Als Broker seiner selbst muss der zeitgenössische Mensch durchaus wissen, wann er wieviel seines Humankapitals in welchen Kreislauf investiert. Natürlich ist er völlig frei, hier zu spekulieren oder dort. Spekuliert er aber falsch, hat er nicht nur seine Freiheit, sondern gleich sich selbst verspielt.

Wahlfreiheit ist eine gefährliche Angelegenheit, weil seine Freiheit ihm keine Wahl lässt.

14.

Es ist die größte aller gängigen Illusionen, das Leben und die Welt strebten nach Perfektion. Mehr noch: Leben wie Welt hätten perfekt, präziser: perfektibel zu sein. Der Körper hat einen natürlichen und einen kulturellen Body-Mass-Index, wobei die Natürlichkeit nicht mit Naturbelassenheit zu verwechseln ist, sondern mit kultureller Formung durch Chirurgie, Doping oder Manipulation. Auf allen Fälle muss der Körper fit sein, und es sei die Frage gestattet: Warum eigentlich?

In fataler Ironie kommt hier das Wort Fitness zu Ehren, denn Fitness ist einer jener Ansprüche, die fraglos plausibel und allgemeinverbindlich richtig sind. Niemand würde in Frage stellen, dass ein fitter Mensch sich besser unternehmen kann als ein eingeschränkt fitter. Je fitter der Mensch desto höher ist der Wert seiner Aktien. Fitness ist zugleich Form, Code und Chiffre einsatzbereiter Flexibilität. Und Flexibilität heißt im eigentlichen Biagsamkeit. Will heißen: der, der sich durch Biagsamkeit am besten angepasst den Ansprüchen auf Perfektion unterwirft, wird den größten Erfolg haben. Soziale Anerkennung bemisst sich an der Funktionstüchtigkeit. Ab wann Biagsamkeit zur Verbiegung wird, ist subjektiv zu differenzieren und zu diskutieren einstweilen müßig.

Welche Ironie steckt im Wort Fitness, legt man das Darwinsche Dogma des *Survival of the fittest* zugrunde, wäre der wertvolle Mensch der am besten angepasste. Dann protegiert die Freiheit, in und mit der wir leben, die wir selbst ja sind, denjenigen, der am angepasstesten ist. Aber angepasst woran? An reale Gegebenheiten? An

Mythen und Riten? An fraglos plausible Rationalitäten, die deswegen fraglos plausibel sind, weil sie als fraglos plausibel gelten?

15.

Aus der Sicht eines Vertreters der nächsten Generation derer, die die Republik intellektuell und politisch in Griff und Begriff zu nehmen sich anschicken, ist in naher Zukunft kein Thema größer und wichtiger als die neue Verhältnisbestimmung zwischen Individuum und Gemeinschaft: zwischen Ich und res publica, zwischen der eigenen Sache und der Sache, die uns alle angeht; zwischen dem Einzelnen und der Masse der Einzelnen, zwischen subjektiver und kollektiver Identität, Individualwohl und Gemeinwohl. So mag das freilich immer schon gewesen sein, wenn Menschen eine Gesellschaft bilden, und seit Aristoteles hat jede Epoche auf diese Herausforderung ihre eigene Antwort finden müssen, unter den je neu arrangierten Koordinaten einer gewandelten Wirklichkeit. Das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft ist das Leitthema aller

bedeutenden politischen Philosophien und Reflexionen über das gelingende Leben. Womöglich beschreibt und markiert dieses Verhältnis als jeweilige an den Geist der Zeit gebundene kulturelle Übereinkunft auch die Grenze einer Epoche.

Gemeinschaft und Gesellschaft sind zwei wesentlich unterschiedliche Größen. Wenn Gesellschaft definiert ist als Geflecht aller sozialen Beziehungen unter voneinander getrennten Menschen innerhalb einer territorialen Einheit, so ist das nicht notwendig die Definition von Gemeinschaft. Gemeinschaft setzt emotionale Bindekräfte einander verbundener Menschen voraus, basiert also eher auf dem *Gefühl einer Bejahung* zueinander als auf dem Verfahren assoziativer Verknüpfung.

16.

*Wenn das Allgemeine darin besteht, zu teilen, dann ist das Allgemeine der größtmögliche Gegensatz zum Individuum. Das Wort Individuum entstammt dem lateinischen *individuus* und lässt sich übersetzen mit*

unteilbar. Ein Individuum ist etwas Unteilbares. Aber was ist dann das Allgemeine?

Das, was von allen Unteilbaren geteilt wird, als das wären: der öffentliche Raum, das Wohl der Gemeinschaft, die Erzählung der eigenen Herkunft, die eine Erzählung der Geschichte der Bevölkerung ist, in deren Schoß man geworfen ist, das deutsche Grundgesetz, auf dessen Basis er lebt. Über die Teilhabe am Ideen- und Symbolvorrat wird das Individuum zum Teilnehmer am Allgemeinen. Es lässt sich nicht vermeiden, dass jeder am Allgemeinen teilnimmt, weil jeder immer schon in Kultur ist und Kultur symbolische Räume der Allgemeinheit bereitstellt.

Mehr noch: Jedes Individuum ist immer schon in Gesellschaft wie jedes Ich immer schon zwischenmenschlich ist. Eine der großen Leistungen französischer und deutscher Philosophie im 20.

Jahrhundert besteht darin, das Individuum als dialogisch begriffen zu haben: je schon auf den Anderen bezogen, um selbst sein zu können. Unbestreitbar ist, dass unsere eigene Identität die Anerkennung durch andere

voraussetzt. Die eigene Identität, befindet der kanadische Philosoph Charles Taylor, sei entscheidend abhängig von den dialogischen Beziehungen zu anderen.

Der zeitgenössische Mensch aber hat nach Lage der Dinge all jene Fragen ausgeklammert, die auf religiösem, politischem oder historischem Gebiet über das Ich hinausgehen. Man könnte es so sagen: Das Individuum von heute ist geschichtsvergessen und augenblicksgebannt. Es stellt sich nicht mehr in den Rahmen der Tradition. Es eignet sich Tradiertes nicht mehr an. Um seinem Ideal höchstmöglicher Authentizität nachzukommen, muss es aber ein geistiges und also geschichtliches sein, und um sich als geschichtlich zu verstehen, muss es dem Narrativ, der Erzählung, seiner eigenen Genese durch jene Erzählungen, die eine Gemeinschaft zu einer Gemeinschaft machen, ablehnen oder zustimmen können, wofür es gewiss sowohl die Erzählungen kennen sollte als auch deren Entstehungsbedingungen.

Das Allgemeine ist etwas, das über das Individuelle hinausgeht. Also ist es in gewisser Weise das

Öffentliche. Öffentlichkeit fällt in den Zuständigkeitsbereich von Vermittlern. Journalisten gehören dazu, Politiker. Sie stellen Öffentlichkeit her, im besten Fall durch Diskussion. *Diskussion* und *Öffentlichkeit* sind, historisch gesehen, die beiden Grundprinzipien der parlamentarischen Demokratie. Vielleicht hat man heute verdrängt, dass sie, als konstitutive Merkmale einer demokratischen Kultur, ihren Ursprung in der Annahme eines „aufgeklärten Publikums“ besitzen – wobei Öffentlichkeit der Meinung, demokratiethoretisch betrachtet, weit wichtiger ist als öffentliche Meinung. Öffentlichkeit durch Diskussion ist das geistige Fundament jeder Demokratie, die republikanische Ansprüche hat: die res publica, die Dinge, die uns alle angehen, sind öffentliche Dinge des öffentlichen Geistes. Das Verhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft ist eines zwischen Intimität und Öffentlichkeit.

Das Wort der letzten Epoche ist Ich. Individuen wurden zu Ichlingen, deren Wesenszug der Narzissmus ist. Mit dem eigenen ich zur Geltung zu kommen ist eine unerhörte Hypothek. Wer es nicht schafft, sieht in Zeitschriften. Populärpublizistische Wissenschaftstitel widmen sich verstärkt und schwerpunktmäßig der großen Unbekannten Ich (zeitgleich Spiegel Wissen: „Das Geheimnis einer besonderen Beziehung“ und GEO Wissen „Wer bin ich? Was die Persönlichkeit prägt“); das Ich ist Dauergast auf den Titelseiten von „Psychologie heute“; Bücher tragen das Ich im Titel, und man fragt Lebensberater und Ratgeberautoren, wer dieses *Ich* eigentlich sei. Nichts ist leichter als „ich“ zu sagen, nichts schwerer als zu sagen, was *Ich* sei. Abgesehen von allen psychologischen und philosophischen Versuchen, so etwas wie eine personale Identität zu begründen, ist dieses *Ich* letztlich die Chiffre für das Finale einer Bewegung, welches am Ende einer historischen Entwicklung von der Renaissance bis zur Spätmoderne im Zeichen abendländischer Vernunft steht

und sich ausgerechnet diesertage zurückgeworfen sieht auf die Frage nach dem Anfang.

Die Geschichte der letzten 700 Jahre seit Beginn des Humanismus mit dem italienischen Dichter Francesco Petrarca ist eine Erzählung von der Selbstbestimmung des Individuums. Durch die Renaissance hindurch emanzipiert sich das Ich in seiner konkreten Erlebniswelt aus dem göttlichen Zusammenhang und begreift sich zunehmend als handelndes Subjekt. Die Geschichte der letzten 200 Jahre seit Ende der Französischen Revolution ist dann eine Geschichte der wachsenden Egozentrierung. Anfang des 19. Jahrhunderts setzt der Wandel von nachahmender zu kreativer, schöpferischer, ja: selbstschöpferischer, kurzum: romantischer Auffassung von Leben und Kunst ein – eine sich selbst erschaffende Ordnung mit zentralem Bezug zum impressionistisch spürenden, sich selbst spürenden Ich. Die Geschichte der vergangenen 60 Jahre schließlich ist eine Geschichte der Beschleunigung extremer Subjektivität. Seit vierzig Jahren sind wir Zeugen der Vollendung dieser Epoche der reinen

Selbstbezüglichkeit. Vornehmlich seit der zweiten Hälfte der 1960er Jahre etablierte sich im Zuge der Emanzipation von der festgezurrtten Ordnung der jüngeren Geschichte ein Pathos der Ich-Stilisierung, ein öffentliches Sezieren des Intim-Privaten in höchster Sensibilität für sich selbst als narzisstisch kränkbares Subjekt. Man strebte nach den hohen Weihen unbedingter Selbsterfahrung.

Um es zusammenzufassen: In den vergangenen 700 Jahren hat sich das Individuum Epoche für Epoche selbstbestimmter aus militärischen und moralischen Einkleidungen herausgeschält und hat Schicht um Schicht Gemeinschaft abgelegt, bis die nackte Wurzel frei gelegt war. Das lateinische Wort für Wurzel ist *radix*, wovon das Adjektiv *radikal* abgeleitet ist. Der Begriff Individuum wiederum entstammt dem lateinischen *in-dividuus*: un-teilbar. Der radikale Individualismus unserer Tage hat so gesehen die Freilegung der Wurzel des Einzelnen aus dem Humus schützender Bedeckungen der Gemeinschaft zur

Voraussetzung. Je ungeschützter die Wurzel ist, desto verletzlicher ist sie. Und je autonomer, desto einsamer. Heute ist als Kristallisationskern der eigenen Identität allgemein anerkannt weder göttliche Gnade noch weltliche Geschichte, sondern vornehmlich die Steigerung des subjektiven Glücks und Wohlstands bis zur Unermesslichkeit, wobei Glück und Wohlstand zunehmend ein symbiotisches Verhältnis eingegangen sind und im exzessiven Individualismus ihre Synthese fanden. Will heißen: der Bezugspunkt meiner Weltwahrnehmung bin stets ich selbst –ist dieses unteilbare, radikale *Ich*, das seine angenommene Authentizität unbedingt artikuliert, verteidigt und wahr.

18.

Ein Zeitgenosse weiß am Morgen eines gewöhnlichen Tages, dass er am Abend alles verlieren kann: den Job, die Beziehung, den Ehepartner, die soziale Anerkennung, den gesellschaftlichen Wert. Eines aber nicht: die Verfügungsgewalt über den eigenen Körper und seine Gestaltung. Nichts symbolisiert den letzten

Raum des selbstbestimmten Individuums eindrücklicher als das tattoo.

Der ständigen Fremdverfügung setzt der Zeitgenosse das tattoo entgegen. Einerlei, ob der Name der Braut, ein Totenkopf, florale Muster, visionäre Gespinste oder animalische Kreaturen, das tattoo ist das ästhetische Symbol der ultimativen Selbstbehauptung: der Verfügung über den eigenen Körper gegen die herrschenden Rationalitäten, denen zufolge tattoos in der Tat meist hässlich, kitschig und, betreffen sie etwa den gesamten Arm, gar Hals oder Kopf, in angestammten beruflichen Kontexten – nicht einmal nur im Bankenwesen – disqualifizierend sind. Über den symbolischen Aufstand durch das tattoo gegen den Zugriff der Welt rettet sich das fremdbeherrschte Individuum in ein Refugium, über das nur noch es selbst verfügt.

19.

Der zeitgenössische Mensch ist so gut wie allen Kontexten enthoben. Selbst die eigene Biografie ist kein

Kontext mehr, der berechenbar wäre. Nach bestandenem Abitur käme sogleich das Studium, nach bestandenem Examen sogleich der Berufseinstieg mit Aufstiegsoptionen. Die Beschäftigungskontexte haben sich grundlegend gewandelt. Geblieben ist die Anstrengung, sich lebenslang um die Anverwandlung der Kontexte zu bemühen.

Niemand anders als das Individuum selbst ist für Scheitern oder Erfolg verantwortlich. Womöglich wird der Mensch von morgen im Laufe seiner Biografie fünf, sieben, zehn, hundert Arbeitsverhältnisse haben, manchmal mehrere gleichzeitig in völlig disparaten Branchen. Gehört er zu den wenigen, sagen wir Maschinenbauern oder Softwareentwicklern oder Wasseraufbereitungsingenieuren, wird er den Luxus haben, vielfach umworben zu sein, wodurch sein Preis steigt und somit sein Wert. Die Systeme westlicher Gesellschaften, ob sie noch industriell oder bereits post-industriell oder in einer Mischform verfasst sind, sind immer noch Gesellschaften, die auf die Transformation der Materie ausgerichtet sind – auf eine Kreativität, die

im Hervorbringen und in der Technologie der Umsetzung basiert.

Die Zugehörigkeitsmerkmale früherer Generationen und Epochen haben für den zeitgenössischen Menschen keine Gültigkeit mehr. Je weniger er vergemeinschaftet ist, desto größer ist seine scheinbare Freiheit. Oder anders herum: Je selbstbestimmter er ist, desto entkontextualisierter ist er. Er sieht es als Ausweis seiner unerschütterlichen Stärke und Selbstbehauptung, nirgends dazugehören zu wollen. Aus der Kirche tritt er aus, den Sportverein meidet er, geht lieber ins Studio, wo er sein eigenes, auf ihn zugeschnittenes Programm und, gehört er der Oberschicht an, einen Personal Trainer hat. Parteien interessieren ihn nicht, Familien sind entweder Belastung oder nicht vorhanden. Der einzige Kontext des Zeitgenossen ist er selbst. Entweder ist er Single oder Single in einer Beziehung. In jedem Fall macht sich sichtbar und stellt sich dar als Verkörperung seiner selbst. Jeder führt sich durch und legt sich aus. Im Massentheater des gesellschaftlichen Lebens von heute ist jedes *Ich* sein alleiniger Bezugspunkt. In der

Wahrnehmung der eigenen Sichtbarkeit ragt es über all das hinaus, was man in einem ähnlich großen Wort „Welt“ nennt. Sein Wohl ist ihm das vordringlichste, weil die Quelle seines Wohls nicht außer ihm ist, sondern er selbst. Der Druck, sich selbst zu genügen, ist immens. Der Mensch ist sein eigener Wertmaßstab und seine eigene Jury. Er ist es, der beurteilt, ob er sich selbst genügt. Aber nach welchen Kriterien beurteilt er sich? Mehr als die Ansprüche hat er nicht zur Verfügung. Die Kraft, die eigene Unzulänglichkeit dauerhaft auszuhalten, schwindet, je getriebener der Mensch ist. Wird er sich selbst nicht gerecht, überfordert ihn sein *Ich*, lagert er die Schuld gern aus – an das System, die Umstände, die Politik, das Leben. Selbstverantwortlich ist er nur, solange es um die geglückte Wahl seiner selbst geht.

Das zwangsflexible Individuum agiert in scheinbarer Freiheit, unterliegt dabei aber stets dem Einfluss höchst gegensätzlicher Maximalansprüche: Anerkennung und zugleich Konfrontation, Authentizität und zugleich Diplomatie, Ehrlichkeit und zugleich Taktik. Der

Einzelne soll selbstmächtig sein und ist zugleich Opfer des Schicksals. Er soll kontrolliert und rational sein, zugleich aber charismatisch und enthusiastisch. Er muss permanent seine Exzellenz nachweisen und wird unablässig beobachtet und bewertet. Er ist stets auf sich allein gestellt, muss ständig wählen und unentwegt entscheiden. Sein einziger Bezugspunkt ist er selbst. Er dreht sich um sich. Er weiß, dass er, um vor den anderen Ichs zu gelten, als funktionstüchtig wahrgenommen werden muss. Um als funktionstüchtig wahrgenommen zu werden, muss er ständig seine Funktionstüchtigkeit sichtbar machen. Um stets sichtbar zu sein, muss es sich selbst repräsentieren. In der Repräsentation seiner selbst muss jedes Ich sich ständig aufs neue bewähren.

Die Ausdifferenzierung ist größer, die Kommunikation komplexer, die Zeit knapper geworden, die Angst vor dem Versagen erheblich, der Effizienzanspruch an den Einzelnen absurd, der Exzellenzdruck auf die Leistungsträger immens. Der Einzelne ist ständig damit beschäftigt, sich selbst zu verbessern, um den Anforderungen an sich gerecht zu werden, ohne

entscheiden zu können, ob die Verbesserung ihm entspricht und ob sie wirklich etwas verbessert oder was überhaupt verbessert werden soll.

Nach Art des Slogans der Audi-Werbung *Mit Effizienz zum Erfolg* soll er möglichst passgenau auf das Ideal einer zeitgemäßen Persönlichkeit ausrichten: dynamisch, optimistisch, effizient, zuversichtlich, souverän, robust, erfolgsorientiert, stets Frau oder Herr der Lage.

Abgesehen von der Frage, warum der zeitgenössische Mensch stets Herr der Lage sein muss, dynamisch, optimistisch und souverän, ist es unerhört schwierig geworden, die Ansprüche zu synthetisieren. Die Resultate eines beinahe kollektiven Versagens sind zuhauf Paralytierte, Erschöpfte, Ausgeschlossene, Verlierer, Verletzte, Wütende, Gekränkte, Melancholische, Traurige. Die entstehende Überforderung des Individuums, das zwischen Ich und Sich nicht mehr zu unterscheiden vermag, endet schließlich im Konflikt der inneren Zerrissenheit. In dem Moment, da das freie Ich zur permanenten Selbstoptimierung gedrängt ist, wird es unfrei.

20.

Der Zwang zur Optimierung macht alle Menschen gleich, obwohl, die Menschen alles andere als gleich sind. Eine fraglos plausible Rationalität der Optimierungslogik ist beispielsweise der gesetzte Anspruch, dass jedes Kind auf das Gymnasium zu gehen und danach zu studieren hat. Nun ist es kein Geheimnis, dass die Menschen nicht gleich sind und auch nicht die gleichen Begabungen mitbringen, noch ist es bewiesen, dass das Volk heute schlauer als vor Jahrzehnten ist, höchstens, dass es mutiger ist, an Quiz-Shows teilzunehmen und aus einer Antwort von vier die ungefähr richtigste zu „wissen“, noch dass es eine genetische Modifikation im Erbgut gegeben hätte, derzufolge neue Kinder auf einmal geistig flexibler und präziser und also intelligenter als früher seien. Kommt ein Kind nicht auf das Gymnasium, scheint es geradezu verloren, weil die fraglos plausible Rationalität von jedem zeitgenössischen Menschen verlangt, das Höchste und Beste aus sich zu machen und dieses Höchste und

beste eben darin erkannt wird, dass der Einzelne auf das Gymnasium und dann ins das Studium geht. Es wird nicht als Mensch an sich betrachtet, der vielleicht handwerkliche oder musische oder spirituelle Fähigkeiten besitzt, sondern als Verfügungsmasse einer fraglos plausiblen Rationalität, die, je fraglosplausibler sie durch konfektionierte Ansprüche wird, umso mehr zu einer fraglosplausiblen Realität wird. Diese Realität führt dazu, dass Lehrer überfordert sind, weil überforderte Schüler ihre Überforderung durch Ignoranz kompensieren, wodurch das allgemeine Niveau sinkt. Die Hörsäle der Universitäten sind unter anderem vollgestopft mit Menschen, die studieren, weil das Studieren eine fraglos plausible Rationalität ist, wodurch die Belastung des Lehrpersonals steigt, das in der Verwaltung der Masse erstickt. Ohne Studium, glaubt man, sei kein vernünftiges Leben möglich, der Erwerb eines Arbeitsplatzes direkt an das Examen gekoppelt. Was aber geschieht mit denen, die den Ansprüchen nicht gerecht werden? Sollen Universitäten Volksuniversitäten sein, eine Verlängerung von Grundschulunterricht?

Nicht nahtlos aber sinnvoll knüpft an dieser Stelle eine dritte fraglos plausible Rationalität an, die den Anspruch erheben könnte, einen Beitrag zur Definition dessen zu liefern, was deutsch sein könnte, sollte jemand danach suchen. Die Desavouierung der Eliten, im besten Fall eine Skepsis gegenüber Eliten. Man braucht nicht lange suchen und hat eine volkpsychologisch vertretbaren Grund zur Hand: abermals die Reaktion auf den Nationalsozialismus und die Verselbständigung der ökonomischen, wissenschaftlichen und politischen Eliten, die zum bekannten Ruin geführt haben; sodann der Aufstand der 68er gegen die restaurativen Reste eines funktionstüchtigen Systems der in den Totalitarismus verstrickten Funktionseliten. Da eine der fraglos plausiblen Rationalitäten des bundesdeutschen Selbstverständnisses in der auferlegten Bescheidenheit sowohl wie in der mit hohem Aufwand betriebenen Verweigerung einer Nähe zu all dem besteht, was derart viel Leid, Tod und Entbehrung über die Menschheit gebracht hat, wird Gerechtigkeit derart penibel durchbuchstabiert, dass es kaum noch

Rechtfertigungen für Eliten gibt. In gewisser Weise sind Eliten immer ungerecht, weil sie auf Kosten des Einzelnen gehen, der unter der Last seiner Ansprüche den Ansprüchen des Systems nicht gerecht wird. Damit sind ausdrücklich nicht die Defekte einer Elitengenerierung entschuldigt, die aus burschenschaftlich-paternalistischem Protektionsgehabe Gleichgesinnte und darunter meist Zöglinge der gleichen Klasse und Schicht nachziehen.

Aber es kann kein Zweifel bestehen, dass sich neue Eliten ausbilden müssen. Ohne Eliten stockt ein Gemeinwesen. Es müssen Eliten sein, die sich ganz neuen Fragen zuwenden. Die Republik braucht für ihre res publica elitäre Zirkel und Kreise, in denen freisinnig gedacht und formuliert wird. Öffentliche Denkarbeit wird so gut wie nicht mehr geleistet; allein die Evangelischen und Katholischen Akademien der Republik vollziehen den öffentlichen Geist auf oftmals beeindruckende und niveauvolle Weise, an der sedierte Öffentlichkeit vorbei.

Hat die kulturelle Epoche der Optimierung Denker und Räsonnierer hervorgebracht oder vielleicht einen guten Dramatiker? Selbst wenn man eine Kontinuität des Schwachsinnns über die Jahrhunderte miteinbezieht, steht man doch recht fassungslos vor der intellektuellen Dürftigkeit der Gegenwart.

Es wird Eliten geben müssen, die als Denkfabriken der geistig ausblutenden Politik Stichworte und Handreichungen zu einem neuen Humanismus liefern. Die es sich nicht nehmen lassen, die unbequeme Reflexion gegen jede Form der intellektuellen Sichelzellenanämie zu richten, unter der die politische Klasse nach Lage der Dinge leidet – in der Anmutung oftmals nicht mehr als ein Haufen meist unbegabter Rhetoriker, deren so durchschaubare wie langweilige Kunst darin besteht, dem politischen Gegner Versagen und Schuld zuzuweisen und das eigene Versagen als Sieg zu drapieren. Es ist bewundernswert, wie beflissen Parteipolitiker (vornehmlich in Gestalt der „Generalsekretäre“) den Verdacht auf Lächerlichkeit ihrer postpubertären Sandkastenfehden widerlegen, was

man im normalen Leben mit dem Stigma
„Realitätsverlust“ versehen würde und
sozialpsychologisch betrachtet die merkwürdige
Variation einer kognitiven Dissonanz ist. Die wahre
Opposition ist mittlerweile das politische Kabarett.

21.

Das historische Privileg des heutigen Menschen besteht darin, dass er entideologisiert ist. Er glaubt an keine höhere Richtigkeit und keine absolute Wahrheit mehr. Er glaubt an den Gang der Dinge, und wenn es gut läuft, glaubt er an den guten Gang der Dinge. Diese Ernüchterung lässt sich mit dem Wörtchen pragmatisch am besten beschreiben. Ideologien sind eng verschnürte Geistgefängnisse, die, wie Logen oder Sekten nur ihrer je gültigen Logik gehorchen. Sie sind homogene Weltanschauungsderivate, die sich durch ihre Geschlossenheit definieren. Im Gegensatz zu den Ideologen bis zu den 1980er Jahren herrscht heute die Einsicht, dass man Geschichte nicht mehr in ‚richtig‘ und ‚falsch‘ unterscheiden, unterteilen, werten kann.

Nachdenken jenseits der Ideologie ist sehr viel komplizierter und schwieriger, was es im besten Fall manchmal langweiliger weil langwieriger macht, im schlechtesten derart herrschaftsfrei ist, dass alle Werte zugleich gelten und niemand entscheiden kann, wann eine Norm „wahr“ oder „falsch“ ist, ohne die vorherrschende Norm, es gebe nichts Wahres und Richtiges, zu verletzen.

Utopien sind immer auch eine hochreligiöse Angelegenheit – ein Glaube, eine Hoffnung auf ein Jenseits der diesseitigen Verhältnisse, eine Grenzüberschreitung. Sie verhandeln den Glauben an ein kommendes Paradies (ob auf Erden oder im Himmel), weswegen man die bestehende Welt als „falsch“ ablehnen und bekämpfen darf – ob „Gott“ darin waltet oder der „Weltgeist“ lenkt, einerlei. Als Paradiesformulierung setzt jede Utopie voraus, zu wissen, was die „bessere“ Welt für die Masse ist. Wenn die aber nur nach Mallorca fahren und sonst Fußball schauen will?

Glücklicherweise ist der zeitgenössische Mensch aus allen Ideologien entlassen, die ihm vorschreiben, was das beste Leben für ihn sei. Dass es keinerlei Ideologien mehr für ihn geben soll kommt natürlich wieder unter Ideologieverdacht wie auch das unbedingte Bestehen auf totaler Freiheit einen gewissen Totalitätsanspruch in sich birgt, der letztlich nicht wirklich der Freiheit Rechnung trägt.

22.

Ich-Bezogenheit ist die unhintergehbare Grundlage jeder liberalen Gesellschaft. Sie gestattet jeder Einzelnen, prinzipiell frei zu sein, weil sie, die Gesellschaft, in die er eingebettet ist, an den Bedürfnissen *seiner* Individualität ausgerichtet ist. Kollektive Bedürfnisse sind aggregierte Individualbedürfnisse. Diese Freiheit des Individuums ist eine qualitative Freiheit: frei ist der, der zwischen möglichst vielen realisierbaren Optionen für den eigenen Lebensweg wählen kann. Man kann zwar, wie das Christentum und die Kirchen es tun, Freiheit als Gnade oder Geschenk Gottes betrachten.

Wer diese Sicht nicht teilen will, muss Freiheit philosophisch und sozial begründen. Freiheit ist sich selbst die größte Bedrohung, weil sie per definitionem grenzenlos ist. Wird Freiheit eingeschränkt, ist es nicht mehr Freiheit. Grenzenlose Freiheit aber neigt durch ihre Entgrenztheit zur Selbstzerstörung. Jeder wird zustimmen, dass man Freiheit bewahrt, indem sie vor sich selbst schützt.

Die Idee der Freiheit besteht bekanntlich darin, dass über keinen Menschen von anderen verfügt werden darf.

Freiheit heißt also Freiheit *von* fremdbeherrschenden oder fremdverfügenden Kräften. Und Freiheit heißt zugleich Freiheit *für* Selbstbestimmung. Die doppelte Qualität des Freiheitsbegriffs ist das Ergebnis einer historisch nicht selbstverständlichen Entwicklung.

Nachdem der Liberalismus sich im 18. Jahrhundert gegen obrigkeitsgelenkte Korsettierungen hatte freikämpfen müssen, wurde er zu Beginn des 19. Jahrhunderts selbst zur herrschenden Ordnung, deren Dynamik man seither wiederum durch sozialstaatliche Maßnahmen zu zähmen versucht. Als Ordnungsphilosophie der bürgerlichen

Gesellschaft setzte der Liberalismus das sich selbstbestimmende Individuum an die Stelle der Stände und gab dem Einzelnen den Grundgedanken freiheitlicher Weltanschauung mit auf den Weg: Jeder ist seines Glückes *eigener* Schmied.

Jedes Individuum hat bekanntermaßen das verbrieftete Recht, es selbst zu sein. Es verfügt über die Möglichkeit zu seinem eigenen Lebensentwurf und darüber, denselben eigenmächtig zu gestalten. Dieses Recht auf persönliche Freiheit ist ein Grundrecht auf Respekt, das für jede Einzelne und jeden Einzelnen gilt, weil jeder Mensch die gleiche Würde hat, eben *weil* er Mensch ist, vollkommen unabhängig von Geschlecht, Hautfarbe, Ethnie, religiöser, sexueller Orientierung oder Krankheitszustand. So ist das Grundrecht der Menschenwürde als ethisches Maximum der Verfassung der Bundesrepublik grundgelegt: Jeder Mensch hat den gleichen Wert durch Freiheit. Die Freiheit der Selbstverwirklichung endet erst dort, wo sie die Freiheit des Anderen einschränkt.

Der Einzelne darf und muss sich originär selbst verwirklichen, weil ihm eine für alle definierte Norm, der er entsprechen könnte, nicht mehr zur Verfügung steht. Das Ich der Gegenwart ist ja dadurch definiert, dass es seine Identität stets suchen, neu konstruieren und also dauernd revidieren muss. Diese Suche ist anstrengend und findet in einer weitgehend moralfreien Kulisse statt, ohne höhere Visionen und einbettende Gewissheiten darüber, was wahrhaft, richtig, falsch und vernünftig wäre. Es ist ja nicht ernsthaft zu bezweifeln, dass das Individuum heute sein Leben in größtmöglicher Liberalität zu führen imstande ist: Es wird nicht diskriminiert, darf offen schwul und lesbisch sein, einer Minderheit angehören, glauben, an welche Götter oder Götzen es will, eigene Spiritualität praktizieren, Gesellschaft und Regierung kritisieren, demonstrieren, sich auf sozialstaatliche Leistungen berufen, Rechtsansprüche geltend machen und ungehindert vor den höchsten Gerichten für seine Rechte kämpfen. Es lebt im äußeren Frieden, vermag zu wählen, sich ungezwungen zu positionieren und eigenmächtig zu

entscheiden. Es kann sich selbst verwirklichen, diverse Neigungen und Interessen verfolgen, Unternehmen gründen, Geschäfte machen, unzensurierte Zeitungen lesen, Dutzende Fernsehsender empfangen, problemlos in Nachbarländer reisen und meist billig in fast alle Welt fliegen. Es ist geschützt in seinem Anspruch auf unantastbare Würde und eingebettet in höhere Vernunft, die sich im Grundgesetz niederschlägt, welches, im Fall der Bundesrepublik, das edle Dokument einer geschichtlichen Lehre ist, der Lehre aus dem größten Zivilisationsbruch, den es womöglich je gegeben hat: der bis heute kaum fassbaren Vernichtung aller Menschlichkeit und Mitmenschlichkeit durch das Dritte Reich. Theoretisch genießt jeder deutsche Staatsbürger die Segnungen dieser garantierten Liberalität, die aber bekanntlich nicht von jedem als Segnungen empfunden werden. Wer Einsprüche hat oder Protestfreude verspürt, ist allzeit eingeladen, dieselben kundzutun, sich zu organisieren und durch aktive Teilnahme am Prozess des Politischen prozessual auf Veränderungen hinzuwirken. Soweit ist die vollendete Vernunft der liberalen

Demokratie als Antwort auf die praktische Unvernunft der kumulierten Gewaltkreisläufe in den vergangenen 700 Jahren bis heute beispiellos.

23.

Seit Mitte der 1990er haben sich Organisation, Bedeutung und Sprache der Arbeit radikal verändert. Unternehmen zerfallen oder fusionieren, Jobs tauchen auf und verschwinden wie zusammenhanglose Geschehnisse. Stellen werden durch „Projekte“ und „Arbeitsfelder“ ersetzt, große Firmen lagern Aufgaben an kleine Firmen mit kurzfristigen Verträgen aus. Konzerntöchter springen in einen Ansiedlungsraum, verharren kurz, springen wieder heraus und verlassen den Standort ohne Geduld. Der amerikanische Soziologe Richard Sennett hat diese epochale Veränderung als „Drift“ beschrieben: „Das sichtbarste Zeichen dieses Wandels könnte das Motto ‚nichts Langfristiges‘ sein.“ Die moderne Arbeitswelt, befand Sennett 1998 in seinem Buch „The Corrosion of Character“ (deutsch *Der flexible Mensch*), sei gekennzeichnet durch den Mangel an

Loyalität und Verbindlichkeit; Erfahrungen zählen nichts mehr, Alter gilt als Garant für Erstarrung, einzig Jugend ist erwünscht, weil Jugend formbar, billig und schneller kündbar ist. In den letzten zwanzig Jahren ist der Druck innerhalb des ökonomischen Systems eminent gestiegen. Durch die technische Entwicklung wurden neue Felder kreierte, neue Kräfte und Möglichkeiten freigesetzt. Der Geist wurde elektrisiert wie elektronisiert. Zugleich wurde der Zwang offensichtlich, mit Entgrenzung, Zeitlosigkeit und Verdichtung mitzuhalten. Nirgends konnte der Einzelne ankommen, ohne nicht sogleich wieder von vorne anfangen zu müssen.

Diese ökonomische Realität ist Jahr für Jahr brutaler geworden. Der Gegensatz von Arbeitsintensität und Personalabbau verschärfte sich erheblich; immer weniger Menschen müssen immer mehr Arbeit verrichten. Jene, die keine Beschäftigung haben, fühlen sich unterfordert und überflüssig, jene, die beschäftigt sind, überlastet und fremdbestimmt. Unter Bedingungen erhöhter Konkurrenz haben zwischenmenschliche Spannungen zugenommen, ist Solidarität geschwunden, stopfen die

Menschen sich mit Ritalinkapseln und Modafinil-Tabletten voll, um wie gedopte Leistungssportler ihre Grenzen zu überschreiten und in anerobenen Höhen zu bestehen. Unter- und Überforderung sind nicht mehr austariert; das Verhältnis zwischen Leistungsfähigkeit, Wohlbefinden und Beanspruchung ist gestört. Der gute Stress nimmt ab, der schlechte zu. In großen Unternehmen wird gemobbt, verbogene Rückgrate sind Vorteil, die Spielchen von Ausgrenzung und Zuneigung täglich Brot. In Deutschland konnte jeder, bevor sie ihn durch die Wirtschaftskrise vielleicht leibhaftig ereilten, die Konsequenzen der neuen ökonomischen Realität täglich nachlesen: betriebsbedingte Kündigungen, Insolvenzen, Gewinneinbußen, Bankpleiten, Jobkahlschläge. „Social decline“, der Verfall des Sozialen (oder zumindest die Angst davor), ist spätmoderner Alltag geworden. Der Unterschichtsbürger hat resigniert und schottet sich ab, der Mittelschichtsbürger kämpft gegen das Schicksal, nicht zum Unterschichtsbürger zu werden, der Oberschichtsbürger wappnet sich davor, ins

Mittelschichtsbürgertum abzurutschen. Die Angst vor Unsicherheit, ist von den Rändern der Gesellschaft in die Mitte gewandert.

Wenn nun Richard Sennett zufolge das Prinzip '*Nichts Langfristiges*' für die Entwicklung von Vertrauen, Loyalität und gegenseitiger Verpflichtung verhängnisvoll ist, weil es auf lange Sicht jedes Handeln desorientiert und die wichtigsten Elemente der Selbstachtung untergräbt, dann ist der „flexible Mensch“ ein zwangsflexibler Mensch. Flexibilität fungiert nur noch ein rhetorisches Synonym für Kurzfristigkeit, für Diskontinuität, Unmittelbarkeit und Vertrauensverlust. Seit Mitte der Achtziger Jahre sind mit der Ideologie des *flexiblen Menschen* die Prinzipien Eigenverantwortung, lebenslanges Lernen, ständige Fortbildung, fortgesetztes Selbstmanagement und das aerodynamische Prinzip aus Fitness, Schlankheit, Jugendlichkeit und Mobilität verknüpft. Sie haben es vermocht, einen Konsens zu schaffen, demzufolge zugunsten höherer Leistungskraft alle Schmerzen sofort fortzuspritzen und jedes Leid ad

hoc niederzuthérapieren sind. Demzufolge das natürliche Leben zu betäuben ist.

Im omnipräsenten Handel mit schnellem Erfolg und hohen Renditen sind dauerhafte Bindungen keine Währungen mehr. Produkte werden nicht an ihrem Idealwert gemessen, sondern an ihrer Abschöpfbarkeit. Um dem Druck der Abschöpfbarkeit standzuhalten, erhöht sich jener der Selbstverfügung. Die ökonomische Norm fordert von jedem Einzelnen die volle Verantwortung für all seine Handlungen und für alle Unterlassungen von Handlungen, die von ihr gefordert werden – ohne dass klar ist, wer sie warum fordert. Sie, die Norm, erwartet von jedem aktive Unterwerfung und stete Wachsamkeit, ohne sich für diese Erwartung legitimieren zu müssen. Die ökonomische Realität ist durch sich selbst gerechtfertigt: Sie agiert mit einer fraglos plausiblen *Rationalität*, die zur fraglos plausiblen *Realität* geworden ist.

Just in diesem Labyrinth der unaufgelösten Widersprüche hat sich das einst freie Ich aussichtslos verlaufen.

24.

Die im Bewusstsein des zeitgenössischen Individuums konfigurierte Geisteshaltung folgt der Maxime der Kurzfristigkeit. Sie ist das Fundament der ökonomischen Realität. Die Gewinnerkultur seit Mitte der 1980er Jahre scheidet die Gesellschaft in Gewinner und Verlierer, ohne auf Klassen, Milieus, Ideologien oder Religionen Rücksicht zu nehmen. Jeder kann in kürzester Zeit Millionär werden, ohne eine entsprechende Begabung reifen lassen zu müssen, die in der Dauer zu wertvollen Früchten führt. Wer nicht siegt, ist selbst schuld und reichlich dämlich dazu. Er hätte sogar drei Joker.

Als Katalysator in der Gewinnerkultur drückt sich die Maxime der Kurzfristigkeit in der Beschleunigung aller Prozesse aus und somit im Verbrauch. Menschen, Ideen und Projekte werden verbraucht, ohne auf nachhaltige, sprich langfristige Wirkung zu setzen. Somit wäre ein Antagonismus vorhanden: Vernutzungsgeist gegen Nachhaltigkeitsethos. Das auf kurze Fristen angelegte Verbrauchsprinzip sträubt sich gegen Investition und

Geduld. Das *unternehmerische Selbst* ist gezwungen, sich unablässig selbst zu fordern, um den Verdacht auf eigene Austauschbarkeit widerlegen zu können. Alle am Arbeitsprozess Beteiligten sind dem Zwang ausgesetzt, mehr zu leisten als die eigene Natur gestattet, um Spezialisierung, Rationalisierung und Verdichtung zu überleben. Der Einzelne lebt im permanenten Ausnahmezustand der Überreizung, Überhitzung und Überspannung. Er ist permanent damit beschäftigt, die optimierte Lebenswelt in prästablierter Harmonie zu verwalten. Die permanente Verfügbarkeit von Informationen bedeutet auch die permanente Verfügung des Einzelnen durch Informationskaskaden.

Dieses Permanente, die atemlose Beschleunigung der eigenen Freiheit, die stets gezwungen ist, sich selbst anzuwenden, ist in hohem Maße entkräftend. Da niemand im Hintergrund steht und den Einzelnen auffängt, da es Familien kaum noch gibt und der Konkurrenzkampf Vertrauen und Loyalität zu Lippenbekenntnissen macht, steht der zeitgenössische Mensch in größter Einsamkeit und Verlorenheit vor sich

selbst und darf nicht einmal weinen, weil ihm Weinen als Schwäche ausgelegt wird und die ökonomische Realität, die längst eine soziale geworden ist, in der Schwäche das Tabu erkennt.

Es gibt keinerlei Codes mehr, deren Beherrschung dem Einzelnen Schutz gewährten, keine einhegenden Traditionen zwischen- und mitmenschlicher Einfühlung, deren Verletzung allgemein anerkannte Sanktionen nach sich ziehen würden. Und es gibt keine verbindlichen Vorbilder mehr, an deren Weg und Versprechen auf Menschlichkeit sich das Ich orientieren könnte. Statt Vorbildern gibt es nur noch Idole mit falschem Schimmer. Das Individuum hat nicht nur sein Wir, es hat letztlich auch sich selbst verloren.

25.

*Die kulturelle Ordnung westlicher
Demokratiegesellschaften basiert auf dem Prinzip der
Steigerung. Nicht nur das Wort Globalisierung meint im
eigentlichen Entgrenzung; die Grundzüge der Epoche
sind in Inhalt, Form und Sprache ökonomischer Art. Die*

ökonomische Realität gibt dem Einzelnen nur zurück, wenn der Einzelne in die ökonomische Realität investiert hat. Aber der Einzelne investiert nicht nur Geld oder Ideen. Er investiert sich. Um sich investieren zu können, muss er seinen Wert kennen. Und um denselben zu steigern, muss er sich optimieren. Da der Anruf der Optimierung an alle Individuen in allen Lebensbereichen für alle Handlungen ergeht, lässt sich von einer Kultur der Optimierung sprechen. Einer solchen Kultur, die Kultur ist, weil sie all unsern Handeln und Denken zusammenfasst, liegen Perfektionsideale zugrunde, die eine fraglos plausible Rationalität besitzen: Es scheint, als hätten sie immer schon geherrscht, als sei es nie anders gewesen, als seien sie, kurzum, richtig. Ihr Geben-und-Nehmen-Prinzip verlangt einen Modus ständiger Verhandlungen. Der Einzelne verhandelt sich mit der Gesellschaft, mit dem Arbeitgeber, mit dem Familienmitglied, mit dem Ehepartner.

Statt freier Selbst-Wahl herrscht erzwungene Verhandlungszwang. Es ist die Illusion der Selbst-Wahl. Das heißt: Wer sich nicht optimiert, ist nicht. Oder

vielmehr: Wer sich nicht optimiert, hat gegen die Logik der Entgrenzung verstoßen. Eine Wahlmöglichkeit ist nur noch *innerhalb* dieser Logik der Optimierung gegeben, der man sich, um überhaupt wählen zu können, unterordnen muss. Jeder Einzelne wird zum Erfüllungsgehilfen des Imperativs zur Optimierung. Er ist ständig damit beschäftigt, sich selbst zu verbessern, um den Anforderungen an sich gerecht zu werden. Aber woher kommen die Anforderungen? Sie gelten, *weil* sie gelten. Sie sind fraglos plausibel. Woher ihre Geltungskraft kommt, ist nicht zu sagen. Sie sind Ausdruck ihrer eigenen Bewährung. Also sind sie Ausdruck einer Übereinkunft von Menschen, dass sie, diese Anforderungen, richtig seien, sonst gäbe es sie nicht. Wer also, ist zu fragen, profitiert von den Anforderungen?

Die Perfidie der Logik der Optimierung besteht darin, dass sie erstens nie endet und es zweitens keine Instanzen gibt, die definitiv definieren könnten, was optimal ist und wann es das ist. Ein System, das sich ständig wandelt und dynamisch neu entwirft, hat keinen

definitiven Bezugspunkt, bei dessen Erreichen der Anspruch erfüllt wäre. Erfüllte Ansprüche sind wie erfüllte Sehnsüchte: in Zukunft nutzlos. Also besteht die Rationalität des Systems darin, Ansprüche und Sehnsüchte im Progress der ständigen Steigerung zu halten und das Leben im Komparativ zu verankern. Der Komparativ impliziert, nie vollauf zu genügen. In der ökonomisierten Lebenswelt von Siegerkult und Gewinnerkultur lebt das freie Ich gemäß der olympischen Prinzipien *schneller, höher, weiter!* ohne Unterlass auf ein Optimum zu, das es nie erreichen wird. Für das Ungenügen ist es ebenso selbst verantwortlich wie für ein mögliches Scheitern.

Da das Individuum von früh auf auf individuelle Optimierung gedrillt wird, um als nützliches Mitglied der Gesellschaft anerkannt zu bleiben, bleiben die Anforderungen an den Einzelnen sein Leben lang widersprüchlich. Im Spannungsfeld zwischen mentalem und körperlichem Optimierungszwang wird das Leben zum agonalen Wettstreit mit sich selbst, und das freie Individuum steckt fest zwischen Selbstermächtigung und

Angstzuständen, ohne zu wissen, wo sein sozialer Ort und was seine soziale Identität ist.

Wahlfreiheit ist dann nur noch die Freiheit zu wählen, *wie* man sich optimiert. Es ist gerade nicht mehr die ursprüngliche Freiheit, dem Zwang der Anpassung zu entgehen und selbstbestimmt die Lebensführung zu wählen, die einem am ehesten entspricht.

26.

Der zeitgenössische Mensch ist nicht nur sein eigener Unternehmer, er ist dazu auch ein Projekt. Nie ist etwas abgeschlossen, nie absolut feststellbar. Sein Ich ist ständig in Bewegung, durch Erregungen und Spannungen leicht affizierbar. Der Zeitgenosse misstraut Ideologien ebenso wie Institutionen, weil beide klammernde Größen sind. Wenn er sich einspeist, dann in überschaubare, lokale Kreisläufe. Sein Leben ist projektiv: es führte sich durch als Projekt seiner selbst. Dadurch war es permanent außer sich selbst. Es nahm sich permanent von sich selbst aus. Weil es so permanent zu verunsichern ist, ist es auch permanent verunsichert.

Die Überhitzung, die durch permanente Unsicherheit entstand, führte zu Überreizungen und in die Überforderung. Sie trieb das freie Ich in die Einsamkeitserfahrung seiner vermeintlichen Freiheit, die nichts weiter war als der schöne Schein einer Illusion.

27.

Lachen und Weinen machen den Menschen zum Menschen und sind heute doch nur ein Zeichen der Schwäche. Der deutsche Anthropologe Helmuth Plessner, einer der am meisten unterschätzten und fahrlässig ignorierten Denker der jüngeren Geistesgeschichte, hat vor über 30 Jahren nach der *Conditio Humana* des modernen Menschen gefragt und Antworten vor allem in der „Verkörperung“ erhalten. „Lachen und Weinen“, schrieb er 1976, „passen schlecht in das Bild vom beherrschten, redengewaltigen Menschen, der seine körperliche Existenz zu kultivieren sucht und sich (...) seiner Nacktheit schämt.“

Wenn Lachen wie Weinen nach Plessners Auffassung Reaktionen auf Grenzen sind, an denen unser Verhalten

stößt, dann gelten sie heute, im Kampf um soziale Anerkennung, erst recht als Niederlage. Wer weint, ist schwach. der Kampf um soziale Anerkennung ist ein Kampf um Steigerung. In der Siegerkultur gibt es Gewinner, am besten strahlende, aber keine lachenden Menschen mehr. Das ökonomische Denken kennt keine Gefühle und Affekte, sondern Techniken und Methoden zur Bedürfniserfüllung. Es ist vollkommen metaphysikfrei auf die Transformation der Materie Mensch ausgerichtet. Nichts verlangt das ökonomische Denken mehr als effiziente Ordnung und effektive Kontrolle des Gefühls und also des Menschlichen. Was sich diesertage Bahn zu brechen scheint, ist eine Sehnsucht nach dem Menschlichen. Der übersteigerte Hype in Bezug auf Stars, Superstars, Models, Idole und Fußballer wirkt wie eine Übersprungshandlung verdorrter Seelen. Die Hyperemotionalisierung, in die uns Entertainment- und Medienindustrie treiben, hinterlassen außer der Veräußerung blutleere Emotionsbehauptungen und eine groteske Infantilität.

Die Defekte der Gegenwart sind Defekte der wahren Gefühle bei gleichzeitiger Herrschaft konfektionierter Gefühls-Placebos. Wenn man im Arbeitsalltag permanent das wahre Gefühl des Ungenügens hat, liegt es nahe, sich an Instanzen zu wenden, die postwendend Stärkung versprechen: an einen Coach. Die Zahl der Coaches ist in den vergangenen fünf Jahren um das 20fache gestiegen, das Volumen der Coaching-Literatur um mehrere 100 Prozent angeschwollen. Der Coach ersetzt peu à peu den Therapeuten. Das *unternehmerische Selbst* wird zum gecoachten Ich einer gecoachten Gesellschaft, in der Optimierung zur sozialen Norm avanciert, der keiner mehr entkommen kann. Fast jede Führungsperson hat ihren persönlichen Berater, und immer mehr nicht führende Personen im spätmodernen Arbeitsprozess suchen Hilfe eines Coachs. Weil keiner den freien Wählern das große Entscheiden gelehrt hat— deswegen gibt es für Ernährung, Stil, Spiritualität, Fitness, Kommunikation, Motivation, beruflichen Ausstieg, Sabbatical, Partnerschaft, Ehe und Sexualität

Herden bestens verdienende Berater und Coaches, deren Auftragsbücher randvoll sind.

Coaching ist erfolgreich, weil Coaches antreten, Gefühle zu reanimieren. Sie stellen dem instrumentalisierten Ich die Frage nach dem Sich: Was willst *Du*? fragen sie und fragen so nach dem Rückbezug des Ich auf es selbst, weil dieses scheinbar freie Ich vor lauter Selbstverfügung vergessen oder verlernt hat, sich auf etwas außer sich zu beziehen, um sich selbst zu erkennen und zu spüren. Im Moment der höchsten Freiheit lebt es in höchster Verunsicherung.

Ein Coaching richtet sich an Personen, deren Selbststeuerungsfähigkeit vollauf intakt ist, die aber bewusst und gezielt nach systematischer Veränderung streben. Wo der Therapeut sechs bis zehn Sitzungen braucht, um mühsam hinter die Biografie des Patienten zu steigen, zielt der Coach auf eine Lösung in kürzester Zeit und entspricht damit selbst dem ökonomischen Imperativ der Gegenwart, möglichst effektiv und effizient, schnell und ohne Zeitverlust agieren zu können. Lange Problemdiskurse verzögern den Ablauf,

Verzögerungen kosten Geld. Unternehmen sind den Coachs plötzlich wohlgesonnen – oft genug aus vitalem Interesse, die Motivation des Mitarbeiters zu den eigenen Gunsten zu steigern.

Jeder Coaching liegt ein systemisches Problem zugrunde: Jene Führungskräfte, die einen Coach oder Berater einkaufen, werden durch deren Coaching und Beratung im mindesten indirekt bewertet. Sie können aus Eigeninteresse überhaupt kein Interesse daran haben, dass für den Gecoachten am Ende eines Coachings eine Erkenntnis steht, die die vorausgegangenen Entscheidungen dieser Führungskräfte grundsätzlich in Frage stellt. Weil sie aber für ihre eigene Evaluierung ständig Änderungen, Bewegung, Flexibilität nachweisen müssen, ist Coaching oft reine Simulation eines Änderungswillens, der vorgaukelt, man biete die Möglichkeit zur Änderung an, womit aber alles beim alten und die Hierarchie gewahrt bleibt, derzufolge der Arbeitnehmer dankbar zu sein hat für die *Möglichkeit* zur Veränderung, die ihm die Führungskraft durch ein Coaching bezahlt. Am Ende weiß der Gecoachte nur,

dass er aus Sicht seiner Vorgesetzten Veränderung, Verbesserung, gar Hilfe nötig hat, sonst hätte man ihm ja kein Coaching gewährt. Natürlich ist Coaching als unausgesprochene gesellschaftliche Norm, die plötzlich allen plausibel erscheint, auch ein Beleg für die List des Systems: dass sich eben der einen Coach nimmt, der den Anforderungen jenes Marktes nicht mehr gewachsen ist, der ihn so wohlhabend gemacht hat, dass er sich einen Coach überhaupt leisten kann. Insofern mag Coaching als Beispiel für soziale Ungerechtigkeit dienen, da sich ein Hartz-IV-Bezieher selten professionelle Begleitung für durchschnittlich 150 Euro die Stunde leisten können oder wollen. Wer sich coachen lässt ist ein meist überdurchschnittlich gebildeter Mensch mit entsprechender Position, meist gut verdienende Führungskräfte aus den Sektoren Finanzdienstleistung, Gesundheit, IT, Kirche, Pädagogik, Medizin, Selbständigen, Politikern und Künstlern die Tüchtigen und Fleißigen aus den Branchen Dienstleistung, Verkehr, Gesundheit und IT, die bestens Ausgebildeten auf Geschäftsführerebene, Frauen wie Männer, ausgestattet

mit höchsten Erwartungen an sich selbst, die mit großer Leidenschaft viel zu viel arbeiten und in der Arbeit keinerlei Sinn mehr finden, schließlich Manager und Millionäre, deren Abhängigkeit von Analysten, Börsenkursen, Quartalsbilanzen und Aktieninhabern sie zu bedauernswerten Sklaven des Systems machen. Coaching und *der Coach* selbst sind zweifelsohne das logische Produkt des radikalen Individualismus. Sie sind die Reaktion eines Systems auf seine eigenen Defizite, das halbfertige Menschprodukte produziert, die über ihren Projektstatus nicht mehr hinauskommen. Im mentalen Gepäck haben all jene zur Selbstsicherheit Verdammten, die den Coach aufsuchen, ein Kernthema: Unsicherheit. Es ist nicht nur erstaunlich, sondern geradezu erschreckend, wenn zeitgenössische Menschen, deren Identität sich weitgehend aus Leistung und deren Steigerbarkeit speist, die im täglichen Kampf um soziale Anerkennung und Geltung ihr Leben (will heißen ihre Arbeitskraft, ihren Job, Aufstiegsmöglichkeit und also ihr Ego) in die Waagschale des Marktes werfen, in Momenten der Stille, außerhalb des totalen Marktes

unfähig sind, ein Gespür für sich selbst zu entwickeln. Der Coach rät nicht, er fragt; er reagiert und holt mit Empathie und Intuition hervor, was verschütt gegangen zu sein scheint. Hat ein Coach großen Erfolg, so gelingt es ihm am Ende einer achtstündigen Sitzung in einem kleinen, schnörkellosen Raum, in einem Moment der Wärme und plötzlichen Geborgenheit den Kunden in Kontakt mit sich zu bringen, ihn für eine einzige Frage empfänglich zu machen: *Was wollen Sie?* Vier, sechs, acht Stunden lang geht es in Variationen nur um diese eine, vergleichsweise simple Frage und um eine unspektakuläre, vergleichsweise kleine Antwort mit großen Konsequenzen für das aus den Fugen geratene Leben. Wann hat der aus allen sozialen Klammerungen gelöste Einzelne heute noch derart viel verdichtete Aufmerksamkeit allein für sich? Wann kann es endlich einmal Schwäche zeigen, ohne sofort dafür verlacht oder bestraft zu werden?

Diese Frage, die sich zugleich sowohl an das ‚was‘ als auch an das ‚wollen‘ wie an das ‚Sie‘ wendet, zielt auf den Menschen selbst, der im globalen Wettbewerb etwas

Besonderes sein soll, ein perfektes Gesamtkunstwerk, theoretisch versiert, ästhetisch perfekt, sozial kompetent. Die Kunden gehen zum Imageconsulting, zu Coaching oder zum Mental Trainer, um festzustellen, dass sie als Mensch etwas wert sind. Sie sehnen sich nach nichts mehr als nach Wertschätzung. En meisten dämmert, dass sie ein Problem mit der Sinnhaftigkeit ihres Tuns haben.

28.

Die willkommenste Ablenkung von ihrer Leere, die sich die Breitenmasse zu gönnen scheint, sind

Fernsehformate, in denen Menschen auf das

Leistungsprinzip reduziert werden und die daran

Scheiternden blamiert und vorgeführt.

Germany's next Topmodel mit einer sich dumm und

dämlich verdienenden, amüsan quiekenden, zwischen

Kindersprech („schminki schminki“) und

Dominarhetorik changierenden Parfümketten-Beauty,

sozusagen die ästhetische Erhebung der Fußgängerzone,

die zur Freude aller märchenliebenden Kinder und

Onkels auch noch Heidi heißt, – *Germany's next*

Topmodel by Heidi Klum ist, im Lichte eines jungfräulichen Morgens betrachtet, nicht anderes als die Vereinnahmung des agonalen Wettkampfs durch die Entertainmentindustrie, mit kaum abzuschätzendem Prägecharakter für Millionen junger Mädchen und ihrer stillen Sehnsüchte, über Schönheit und Glamour Ruhm, Erfolg und Reichtum zu ernten.

Im eigentlichen geht es um nichts anderes als Leistung. 100 Prozent reicht nicht, du musst 150 geben! Will heißen: Gib mehr als du hast! Werde perfekt, oder zeig uns, dass du dich optimieren willst! Ähnlich klingen die Sprüche der Motivationstrainer: Werde Adler, bleib nicht Huhn! Erheb dich und herrsche!

Aus Studien über totalitäre Regime (und durch die einfache Begutachtung der Menschheitsgeschichte) ist bekanntlich zu erfahren, dass der Mensch höchst anfällig für Selbstermächtigungsfantasien ist, weil er in seinem animalen Triebgefüge noch nicht oder nicht mehr hinreichend sublimiert ist, je nach Veredelungsfaktor der jeweiligen kulturellen Ära.

Deutschland sucht den Superstar, das zweite Beispiel des wirkmächtigen Leistungsentertainments, erreicht deswegen den höchsten Rang einer medial adaptierten Leistungs- und Optimierungskampfes unter Jugendlichen. Wie fast alle erfolgreichen Fernsehformate in Deutschland ist auch dieses eine Kopie aus dem angelsächsischen Bereich. Angelsächsisches Kulturverständnis, der Verschwisterung protestantischer Leistungs- und Pflicht-Ethik mit dem Geist des Kapitalismus, liegt nicht nur der Aufstieg, sondern, in Form seiner Grenzenlosigkeit, auch der Dekadenz der aktuellen Krise zugrunde. Folgerichtig übersetzen Briten, Amerikaner oder Australier ihre Lebensauffassung auch in kulturell entsprechend codierte Formate, die in Deutschland – wo man gern mit gepflegtem Phlegma den Innovationen der anderen zusieht, um sie sodann mit der üblichen weltmeisterlichen Disziplin und ohne weder den genuinen Humor noch Stil dafür zu haben, die ganze Welt überbietend umsetzt – insbesondere verfangen. Wo in England einfach nur Britanniens Talente gesucht werden (der sophistische Titel der dortigen TV-Show

heißt „Britains’ s got Talent“), begnügt man sich in Deutschland – dem Land, das Modern Talking hervorgebracht hat – nicht einmal mehr mit *Stars*, sondern man sucht gleich *Superstars*. Allein dem Wort *Superstar* liegt der hypertrophe Fanatismus der Superlativisierung zugrunde, der die Optimierungslogik auszeichnet.

Die kalkulierte und vielleicht sogar vereinbartes Hintertreibung dieser Logik durch Querulanten, Zicken, Diffamierer und Petzen stabilisiert nur noch die fraglos plausible Richtigkeit des Leistungsprinzips, weil jeder sehen kann, dass Unkonforme und Aufbegehrende allmählich zum Außenseiter werden, ehe sie als Unsympathieträger logischerweise ausscheiden und die medialen Schaltkreise zuvor noch ihren Gewinn mit ihnen gemacht haben. Zweifelsohne: die Sendungen auf RTL und PRO7, weniger an Kulturgut als an hohen Gewinnmargen interessierten Verweertungskonzernen, sind perfekt arrangiert: überaus clever und so spannungsreich inszeniert, dass sich Woche für Woche Millionen Zuschauer bis zu vier Stunden bannen lassen

und am nächsten Morgen im profanen Büro die Eignung der Topmodels durchdeklinieren oder von den Stimmchen der Superstars schwärmen.

Stefan Raab schließlich, der nicht nur Gesicht sondern auch Geist von PRO 7 ist (der im eigentlichen PRO 7 ist), exerziert mit seinen abendfüllenden Sendungs-Epen zwischen Sport und Klamauk den Prinzipienzusammenhang zwischen Leistung, Blamage und Unterhaltung am trickreichsten durch. Einem stilbewussten, geschmackssensiblen, ästhetisch feinsinnigen Bildungsbürger muss dieser Mann ein Graus sein. Er ist die Inkarnation des Mittelmaßes, des kleinbürgerlichen Parvenüs, der nichts wirklich kann. Er spricht, na ja: mittelmäßiges Englisch, kann keine Interviews führen, ist unvorbereitet und an seinen Gästen meist desinteressiert. Er nuschelt gern, seine Stimme ist oft quäkig. Er kann nicht moderieren, hat beschränktes komödiantisches Talent und wenig Hang zur Leichtfüßigkeit. Raab ist nicht nur der Fall, er ist sein eigenes Label. Er macht nicht nur, er ist Entertainment. Die Eventdichte wird immer höher, alle drei Wochen

kommt der Raab zur Zeit auf Deutschland nieder. Stefan Raab ist das erfolgreichste Gesicht des Privatfernsehens. Er ist der Evolutionär deutscher Fernsehkultur. Er ist Erfinder und Protagonist der Samstagabend-Show „Schlag den Raab“ mit Einschaltquoten von durchschnittlich 25 Prozent Marktanteil. Er boxt gegen die 44fache Weltmeisterin Regina Halmich vor ausverkaufter Halle und dazu sieben Millionen Fernsehzuschauern. Er erfindet und inszeniert „Events“ zur besten Sendezeit, ruft „Wok-Weltmeisterschaften“ aus und rast mit deutschen Olympiasiegern im Rodeln und Bobfahren den Eiskanal hinab. Er stellt Parallelslaloms auf die Beine, füllt zum „Stockcar-Rennen“ die Schalke Arena und versammelt zum „Turmspringen“ bundesdeutsche B- und C-Prominenz. Ohne Zweifel ist er der Schöpfer eines Zeitgeists, dessen Erwartungen er selbst perfekt erfüllt. Er schreibt die Gesetze des Entertainmentmarktes nach seinem Gusto, erlöst den Begriff Unterhaltung von dessen Biederkeit, indem er ihn zum Spektakel umdefiniert und die Parameter der Gegenwart bedient: Körperkult, Athletik,

Musik, Comedy, Gewinnsucht, Kampf, Promigier.

Stefan Raab ist nach Lage der Dinge ein geschlossenes System auf der Grundlage eines totalitären Prinzips – der Jedermann der Erregungsgesellschaft, ihr Antreiber und Verächter zugleich, der sich still und heimlich eins lacht über die Inhaltslosigkeit jener Szene, der er selbst entstammt.

Aus dem Pioniergeist der ungehemmten Selbsterfindung heraus hat Raab sich eine Show auf den Leib gezimmert, die die gesellschaftlichen Sehnsüchte, Lüste und Ansprüche mit seinen eigenen Leidenschaften verschmilzt: *Schlag den Raab*. Die Sendung inszeniert nichts anderes als ein Duell. Der Gladiatorenkampf. Mann gegen Mann – die älteste Auseinandersetzung der Welt. Sieger und Verlierer. Der unschlagbarste Faktor des Formats ist die Blamage. Nichts lässt sich besser vermarkten als Blamierte und Erniedrigte. Raab selbst aber ist immer fein raus. Auch wenn er verliert, kann er sich nicht blamieren, weil die Blamage für ihn schon wieder ein Triumph ist: Er hat es probiert, hat sich gestellt und schon dadurch gewonnen. Gewinnt er,

schießt die rechte Faust hinauf, und er zelebriert die „Ich-zeig’s euch-alen“-Geste.

Schlag den Raab unterscheidet sich von *Deutschland sucht den Superstar* und *Germany’s next Topmodel* erstens darin, dass die Sendung genuin raabsch, also deutsch und in Köln erfunden ist, und zweitens, dass Raab selbst leibhafter Teil des sportlichen Wettstreits ist. Es gibt keine Jury. Die durch Punkte dokumentierte bessere Leistung entscheidet über gegebenenfalls mehrere Millionen Euro, die der Konkurrent, ein Mann (nie die Frau) aus dem Volk, an einem Abend abräumen kann.

Für die vorliegende Analyse entscheidend ist, dass alle zitierten Formate, die erfolgreichsten Sendungen der letzten Jahre, den Geist der Optimierung, Leistung, Perfektion, des Selbstbesiegens, Überwindens und Gewinnens zur Grundlage haben. Im Fall von *Schlag den Raab* oder *Wer wird Millionär?* ist der medialkapitalistische Siegergeist mit einer sensationell hohen Summe Geld verbunden, womit nicht nur die Durchschnittsmenschensehnsucht nach Helden und

Mythen, Epen und Siege, Kämpfe und Triumpfe, sondern auch jene noch Prämie und Belohnung erfüllt sind. Und das ohne einen Tropfen realen Blutes, nur durch den Druck auf den Knopf der Fernbedienung, was, kriegsgeschichtlich betrachtet, von hoher, fast schon sublim-heroischer Friedfertigkeit ist.

29.

Das Organisationssystem westlicher Industriegesellschaften fordert den flexiblen und will den funktionalisierten Menschen. Funktionsfähige Menschen lassen sich besser verwerten. Die Wirtschaftsordnung setzt auf Verwertungsprozesse und arbeitet forciert an der Aufhebung von Verbindlichkeiten. Je mehr Verbindungen, Datenströme und Netzwerke angeboten werden, desto weniger verbindlich sind sie. Da der Geist der neuen ökonomischen Realität die Prinzipien des entgrenzten Wachstums aus den Herstellungsverfahren der Produkte auf den Menschen überträgt, wird der Mensch zum Produkt: zu etwas, das sich im Rahmen der gegebenen Umstände selbst herstellt und durchführt.

Diese Rationalität ist für das Ich fraglos plausibel, zumindest sind alle gesellschaftlichen und politischen Handlungsbereiche von ihren Normen durchdrungen und machen es dem Einzelnen schwer, gegen den Strich zu bürsten. Er ist mit den Ansprüchen weitgehend allein gelassen, erhält weder Rückmeldung noch Rückendeckung, die er früher aus der Großfamilie oder anderen sozialen Verbänden bezog. Er ist getrieben vom Gefühl des Zeitdrucks, von Stress und Konkurrenzdenken in hochkompetitiven Ballungsräumen. Und er ist Opfer dessen, was der italienische Philosoph Giacomo Marramao mit dem Begriff „Zeitsyndrom“ als Grundlage der globalisierten Gesellschaft erfasst hat: der wachsenden Diskrepanz zwischen dem Übermaß an Angeboten und der fehlenden Zeit zu ihrer Erfahrung.

In erster Linie wird die Degenerierung des Menschen zum Produkt befördert durch die unbarmherzige Verdichtung der Zeit. Seit der Erfindung von Dampfmaschine und Eisenbahn Mitte des 19. Jahrhunderts wurde wirtschaftliches Wachstum und

somit Wohlstand über wachsende Beschleunigung erreicht. Wachstum bedeutet, in gleicher Zeit mehr zu tun als bisher, oder anders: bisher ungenützte Zeit künftig ökonomisch vollständig nutzbar zu machen. Dieses lineare Beschleunigungsmodell war an jenem Punkt an ein vorläufiges Ende gelangt, da die Temposteigerung von der Eisenbahn über das Auto und Flugzeug zur Rakete bei der Lichtgeschwindigkeit von 300.000 km/sec angekommen und nicht mehr zu überschreiten war. So wurde ein neues Paradigma erschaffen: die Vergleichzeitigung, mit einem anderen Wort: Enttaktung. Dieses Paradigma verwirklicht sich in der Idee der „7-24-Gesellschaft“, die Sieben-Tage-Vierundzwanzig-Stunden-Rund-um-die-Uhr-Gesellschaft ohne Ladenschlusszeiten und Sonntagsruhe. Wenn im ökonomischen Wettbewerb alle verhandelbaren Parameter ausgereizt und alle raumzeitlichen Grenzen aufgehoben sind, wenn der Wettbewerb monetäre Spielräume nur noch bei den Personalkosten zulässt und auf der Jagd nach senkbaren Ausgaben billigere Arbeitskräfte durch die billigsten

ersetzt werden, gibt es nur noch einen einzigen Posten: *Zeit*. Zeit ist das logische Betriebssystem unseres Wirtschafts- und Gesellschaftssystems. Es besteht ein genuiner Zusammenhang zwischen der aktuellen Krise des Wirtschaftssystems im besonderen und ‚Zeit‘ als solcher. Zeit wie Geld sind virtuelle Kategorien, die in kapitalistisch organisierten Kulturen logisch aufeinander bezogen sind: Eine bestimmte Einheit Zeit erhält über die Herstellung eines bestimmten Gutes einen bestimmten Wert, der sich in Geld materialisiert. Zeit ist Mittel zum Geld-Zweck. Insofern ist der Identitätskern des Kapitalismus in der Tat das Diktum Benjamin Franklins aus dem 18. Jahrhundert: „Denkt daran, Zeit ist Geld!“

Zeit ist Währung und Ressource zugleich, das macht sie so wertvoll. Prinzipiell ist Zeit die gerechteste aller denkbaren Ressourcen, weil jeder Mensch alltäglich 24 Stunden zur Verfügung hat. Das Problem beginnt dann, wenn über diese Eigen-Zeit von fremden Instanzen, dem Staat, dem Arbeitgeber, „dem“ ökonomischen System verfügt wird. Je stärker seine Zeit fremdbestimmt ist,

desto unfreier wird das Individuum. Zeit und ihr Gebrauch sind durch ein Herrschaftsverhältnis definiert: Macht hat der, der über die Zeit des Anderen verfügt. Die Kultur des Kapitalismus westlicher Industriestaaten organisiert sich primär über fremdverfügte Zeit und ihre Verdichtung. Oder anders: *Zeit* ist die Währung des permanenten Wachstums in immer kleineren Einheiten. Die atemlose Beschleunigung, die wir seit einigen Jahren erleben, entspricht der Rationalisierung durch technologische Innovationen. Globalisierung, das Wort, das sich so groß anhört, ist in Wirklichkeit die Beschreibung einer rasanten Verkleinerung: der Reduktion von Zeit und Raum so lange, bis die geringsten Einheiten erreicht sind. Die dichteste Zeiteinheit ist die elektronische: das virtuelle Datum, die Gleichzeitigkeit, die Aufhebung der Dauer. Heute leben Menschen der westlichen Industrienationen doppelt so schnell wie die Menschen vor 200 Jahren und werden dennoch doppelt so alt. Der Rhythmus natürlicher Zeit ist entkoppelt von der Zeit als virtueller Verkehrsgröße.

Seit die Gesellschaften des westlichen Kulturkreises in den 1980er-Jahren also übereinkamen, Fortschritt als Fortschreiten in immer kürzeren Einheiten zu begreifen, haben es technische Rationalität und instrumentelle Vernunft vermocht, Prozesse zu beschleunigen, Abläufe zu optimieren und Zeiteinheiten zu sparen, die sofort wieder am Markt verhandelt werden. Das Leben in einer zwangsflexiblen Gesellschaft unterliegt, um als solches führbar zu sein, einer ständigen Kosten-Nutzen-Kalkulation: Wieviel investiere ich wovon, um danach wie viel zu erhalten? Auf dem globalen Markt der Reduktionen überlebt der, der schneller als der Konkurrent kostengünstiger produziert. Je reduzierter und dichter die Einheiten also sind, desto mehr wird Zeit selbst zum Kapital und desto weniger sind die Erzeugnisse an reale Güter aus herstellender Produktion rückgebunden.

Durch die Enttaktung des Spekulationskapitals im Rahmen der Shareholder-value-Ideologie sind Firmenchefs zur Quartalsberichterstattung gezwungen. Sie sind gezwungen, kurzfristige Erfolge zu erzielen und

langfristig angelegte Verantwortung zu opfern, um stetig wachsende Rendite eintreiben zu können. Je vernetzter das virtuelle Kapital ist, desto mehr Koordination ist für Vernetzung nötig, desto stärker steigt der Termindruck, desto größer wird die Abhängigkeit vom messbaren Erfolg. Der Stresspegel steigt, die Mitarbeiter erkranken, Planung wird schwieriger, gemeinsame Begegnungsräume verkleinern sich, soziale Bindungen schwinden. Aus Reduktion und Verdichtung in der Gleichzeitigkeit resultiert eine A-Synchronizität von Natur und Kultur. Man hat über die Folgen jener A-Synchronizität von Natur und Kultur gehört: die eminent steigende Zahl der Burn-outs, Schlafstörungen, Depressionen.

30.

Die zeitgenössische Biografie ist eine gebrochene. In der Hierarchie dieser Gebrochenheit ganz oben stehen Menschen wie Ralf-Peter Gerne-Groß, den es unter anderem Namen tatsächlich gibt. Gerne-Groß ist 35 und ein körperlich präsender Mann in Cerutti-Anzug,

Markenhemd, mit gestreifter Krawatte; der neue Nokia-Communicator steckt am Gürtel. Er ist Bereichsorganisationsleiter bei einem großen Versicherungsunternehmen in Süddeutschland, und es ist klar, was das bedeutet: Alle zwei Jahre kommen die Controller. Alle zwei Jahre heißt es: 30 Prozent Personalabbau, um Gewinne zu maximieren. Alle zwei Jahre heißt es auch: 20 Prozent mehr Leistung bei 30 Prozent weniger Personal. Also hat Groß Leute entlassen, Karrieren beendet, 14 Stunden am Tag gearbeitet. Ein Mann, für den nur Leistung zählte, monatliches Netto nicht unter 4000 Euro. Gefühle hat er nie zeigen können. Er wusste nicht einmal, ob er welche hat. Der Erfolgsverwöhnte sollte eine weitere Karrierestufe erklimmen. Er wurde eingeladen zu einem Assessment-Center auf der hauseigenen Führungskräfte-Akademie, wo man durch Prüfungen seine Eignung als Filialdirektor feststellen wollte. Kurz zuvor waren die Zahlen des Vormonats für seinen Verantwortungsbereich auf seinen Tisch geflattert, sie waren schlecht, er war dafür verantwortlich, er hat sich geärgert.

Gerne-Groß braucht Triumphe. Sonst hat er nichts. Sein ganzes Leben ist eine Folge aus umgesetztem Ehrgeiz und gewonnenen Kämpfen. Die Direktoren setzten auf ihn, weil er ein Kommunikationstalent ist, jung, vital, ambitioniert. In der bundesweiten Statistik des Unternehmens hat er seine Region vom letzten Platz ins vordere Drittel geholt. Er hasst schlechte Zahlen. Was er liebt, weiß er nicht. Täglich muss er das Controlling verbessern, Mitarbeiter überwachen, Bewerbergespräche führen, Tagungen organisieren, Mitbewerber schwächen, Mitarbeiter von Konkurrenten abwerben, Marktanteile sichern, möglichst große Stücke aus dem Kuchen schneiden. Der Job ist sein Leben, Freunde hat er nicht, eine Beziehung ging in die Brüche, weil die Frau zu nah sein wollte. Keine berufliche Herausforderung, die Ralf-Peter Gerne-Groß nicht bewältigt hätte. Stets gab er 120 Prozent, um Anerkennung zu bekommen, und wenn am Anfang jedes Jahres bei den Zielvereinbarungen die Ansprüche immer höher gesetzt wurden, gab Roger Groß eben 130 Prozent. Wenn er nicht täglich 14 Stunden das Rad drehte, kann er die betriebswirtschaftlichen

Zielvereinbarungen vom Jahresanfang nie erreichen.
Seine biologischen und psychischen Grenzen hat er ignoriert.

Schlafen kann er nur, weil er irgendwann erschöpft ist vor Angst. Wovor er Angst hat, weiß er nicht. Er hat Angst vor der Angst. Dann kam der Hörsturz. Ein unerträgliches Rauschen im Kopf, wie ein Radiosender, der keinen Empfang findet. Es gibt nicht viele Gründe, morgens aufzustehen. Die Angst kriecht den Rücken hinauf, und packt ihn am Nacken. Das Herz rast. Er hyperventiliert. So geht das Jahr und Jahr.

Dann springt Ralf-Peter Gerne-Groß über seinen Schatten, weiht seinen Chef ein und schreibt seinen Untergebenen eine lange e-mail; sie sollten wissen, was zu tun ist, wenn der Tod nach ihm greift. Der Druck, schnellebigen Erfolg zu haben, hat sich seit 1995 verdoppelt. Dass sein Unternehmen bis 2008 weitere 500 Mitarbeiter entlässt, wissen die Mitarbeiter. Für den Arbeitgeber könnte dieses öffentlich gemachte geheime Wissen durchaus von Vorteil sein: entweder gehen die Leute von selbst und ohne Abfindung, oder sie legen

sich, ganz im Sinne der Geschäftsführung, noch heftiger ins Zeug. 150 Prozent. Manche brauchen das. Manche motiviert das. Manche schaffen es. Manche zerbrechen. Manche enden in der Arbeitslosigkeit. Manche landen in der Klinik, weil die Psyche sich nichts befehlen lässt.

31.

Nichts ist in den letzten Jahren zu einer machtvolleren gesellschaftlichen Konstante geworden als die Erschöpfung des Individuums unterm Zwang zur Selbstschöpfung. Das freie Ich ist erschöpft, weil es keine Zeit mehr hat, sich selbst zu schöpfen. Angst ist das Komplementär zu Zeit, oder anders: Angst verselbständigt sich als Folge permanenter Zeitnot. Der Beruf hat für das seelische und körperliche Wohlergehen des Einzelnen nach wie vor eine immense Bedeutung, weil er drei elementare Existenz-Bedürfnisse befriedigt: das Selbstwertgefühl, die Erfahrung von Selbstwirksamkeit und das Gefühl von Zugehörigkeit. Wenn diese grundlegenden Bedürfnisse durch Radikalisierung des Wettbewerbs, durch

Konkurrenzkämpfe, Verlagerung der Produktion ins Ausland, Lohndruck, Kostendämpfung, Stellenabbau, zunehmende Rationalisierung und Mobbing bedroht sind, pathologisiert sich die permanente Verunsicherung zur Angst. Der Angststörung folgt meist eine Depression, der Depression die somatische Erkrankung, die irgendwann chronisch wird. Folge des sogenannten „downsizings“, der permanenten Konfrontation des einzelnen Mitarbeiters mit Personalabbau, sind erhöhte Arbeitsunfähigkeitsraten und die erhöhte Sterblichkeit an koronaren Herzkrankheiten.

Im Verbund mit Depression gehört Angst mittlerweile zur vierthäufigsten Todesursache in westlichen Industriestaaten und wird im Jahr 2020 nach den Herz-Kreislauf-Erkrankungen zur zweithäufigsten aufsteigen. Mehr als ein Viertel der Europäer leiden an den zwölf häufigsten psychischen Krankheiten; siebzig Prozent der Krankschreibungen in Deutschland gehen auf psychische Erkrankungen zurück. Internationale medizinsoziologische Studien zeigen eindeutig, dass während des gesamten Arbeitstages, teilweise auch

während der Nacht und am Wochenende, Herzfrequenz und systolischer Blutdruck von Angestellten signifikant erhöht sind. In hohem Maße wird das Stresshormon Kortisol ausgeschieden, was auf permanente Gefahrenbewältigung hinweist. Die permanente Verunsicherung wird zu einer existenziellen Erschütterung. Man könnte sagen: Die spätmoderne Wirtschaftsgesamtheit ist unter anderem eine Ansammlung von Sozialphobikern und Angstpatienten mit prototypischem Karriereverlauf: Druckzuwachs, Überlastung, Selbstüberschätzung, Stresspegel-Überschreitung, Panikattacke, Angst vor Menschen, Angst vor Massen, Angst in Zügen, U-Bahnen, Flugzeugen, Todesangst, soziale Isolation, Angststörungen, der Angst vor dem sofortigen Sterben. Schließlich die Angst vor der Angst, die eine Angst vor dem Scheitern ist.

32.

Das letzte gültige Tabu einer weitgehend enttabuisierten Gegenwart ist kein sexuelles. Es ist das Scheitern. Die

Gefahr, an all den fraglos plausiblen Rationalitäten aufs irrationalste zu scheitern, ist so groß wie die soziale Norm, es nicht zu dürfen. Keine Störung ist folgenreicher und verhängnisvoller als der begangene Fehler. Ein Fehler ist die Störung der konfektionierten Funktionalität. Der zeitgenössische Mensch ist fehlerfixiert und angstbesetzt. Aus dieser Fixierung auf die Angst, keine Fehler zu begehen, folgen ebensolche. Wer verliert, ist nicht einfach nur ein Verlierer. Er ist gleich ein Versager. Der Versager ist jener Zeitgenosse, der die last der Eigenverantwortung nicht schultern konnte und unter den Ansprüchen zusammenklappt. Wie auch immer die Umstände waren, er als Individuum hat versagt.

Der deutsche Zeitgenosse im speziellen hat von Generation zu Generation weitergetragen, eine Erziehung erlebt, die dem Einzelnen Zurückhaltung, Disziplin und Selbstkritik auferlegt, die Selbstliebe und Stolz verpönt, weswegen er seinen Stolz und seine Selbstachtung nicht um seiner selbst willen generiert, sondern über die Erfüllung der Ansprüche, die an ihn

gestellt werden. Also versucht er, sich ständig mit dem 360-Grad-Blick nach allen Seiten abzusichern, um ja keinen Fehler zu machen, in einer Zeit, da das Reden schwierig geworden ist, weil die Sprache der Gefühle verlernt wurde und die Rhetorik des Sieges eine Rhetorik des Lügens ist (was tragischerweise im Wettkampf der Parteien zu höchsten Weihen gerät, wenn Politiker offensichtliche Niederlagen zu großen Siegen hinaufschwätzen, entweder, weil der Verlust der eigenen Partei bei einer Wahl kleiner als jener der Gegnerpartei ist, oder weil er, gemessen an den demoskopischen Prognosen, nicht so groß ausgefallen ist, wie von allen erwartet. Hier, im übrigen, ist eine der Keimzellen für die Erosion des Anstands: Repräsentanten des Volks, deren Wir-sind-immer-Sieger-Rhetorik derart durchschaubar und diskursethisch pubertär ist, sollten ihr Bettchen in unbelüfteten Parteizentralen aufstellen und das Haus nie wieder verlassen).

Die Perfektionierungsindustrie tut alles, um Störungen zu vermeiden und stattdessen Sehnsüchte zu stimulieren, die es noch gar nicht gibt oder über die wir, sollten sie

subrational heranschwemmen, rational nicht im Bilde sind. Uniformierte Sehnsüchte lassen sich besser anzapfen. Nach erfolgter Zapfung werden die Inhalte gewechselt und andere Bedürfnisse geweckt, stimuliert und angezapft. Werbeagenturen sind die Herrscher über derlei Sehnsüchte und Träume; keine Macht ist subtiler, perfider und erfolgreicher als die Sehnsuchtserfüllungsagenturen. Mit enormem Budget ausgestattet, steuern ihre PR-Agenten im Auftrag ihrer Kunden die Bedürfnisse des Konsumenten und lassen sie als selbst gewollt aussehen. Marketing zielt darauf, eine Marke ins Bewusstsein potentieller Konsumenten zu schleusen, mehr noch: sie einzubrennen. Die Marke wird nicht an den Bedürfnissen der Konsumenten ausgerichtet, sondern die Bedürfnisse der Konsumenten werden markenkompatibel stimuliert.

In diesem individualökonomischen Gesamtzusammenhang soll das *unternehmerische Selbst* nun seinen eigenen Aktienkurs bestimmen, für dessen Aufstieg oder Verfall es naturgemäß auch selbst verantwortlich ist. Während ihm dabei höchste

Sichtbarkeit abverlangt wird, bleibt die Waffe der Unternehmen ihre Unsichtbarkeit. Der Einzelne soll ständig Aufmerksamkeit für sein unternehmerisches Selbst erregen, das Unternehmen als Corporate Identity aber bleibt unerkennbar. Ständig wechselt es den Geschäftsbereich, gliedert Bereiche an Subunternehmen aus, kreiert neue Images. Rückführbar ist es vielleicht nur noch auf ein Hauptquartier, wo über Strategien und Investitionen entschieden wird.

Die Wahlfreiheit des freien Ichs ist letztlich das Resultat einer auf Reiz-Reaktions-Schemata, Wirkung und Wirksamkeit abgestimmten PR-Strategie. In dem Moment, da Marketing zur Geisteshaltung wird, hat steht im Zentrum des Verkehrs zwischen Markt und Mensch nicht der Mensch, sondern das Produkt. Der Mensch wird marktgängiges Humankapital. Doch er, der Mensch an sich, ist zu schwach für den Markt, weil der Markt an sich den Menschen nicht braucht. Der Markt braucht ausschließlich den Verkehr. Deswegen ist der Markt als Verfahren nicht notwendig falsch. Aber der Wert einer

Leistung oder der Wert des Menschseins reduziert sich so auf zähl- und also vergleichbare Funktionalität.

Der Mensch, der sich selbst zum Produkt macht, wird als Produkt gehandelt. Er muss nicht mehr nachdenken und nachsinnen, seine Sinne schärfen und empfinden. Als Mensch ist er nicht mehr gefragt. Er ist austauschbar und ohne spezifischen Wert. Für den Einzelnen ist das eine unerhörte Kränkung. An den Ansprüchen kann er nur scheitern. Er ist wahllos in den Verhängniszusammenhang verstrickt.

33.

Einer der modischen Denkfehler, die im Zerfallsprozess der aktuellen Fundamentalkrise den Verstand reflexhaft okkupieren, ist die Denunziation des Systems. Das System wird infrage gestellt, sobald seine Funktionstüchtigkeit eingeschränkt ist. Es wird im übrigen von denen in Frage gestellt, die den Rückgang des Wohlstands, der eben gerade durch dieses System geschaffen wurde, beklagen. Ein System aber ist nicht schuldig. Schuldig sind seine Betreiber.

Systemdebatten sind ein genuin deutsches Phänomen. In Deutschland ist *das System*, flankiert von intakten Ideologien, eine Art Heiligtum, in dessen abgeschlossenen Tempelbezirk man als systemüberschreitender Geist nicht ungestraft einmarschiert. Systeme entsprechen der deutschen Neigung zu Geschlossenheit und Disziplin. Sie geben Halt. Sie brauchen Ordnung. Sie müssen berechenbar, also klar definiert sein. Wichtiger als richtiges Handeln im entsprechenden Moment ist die Frage, ob dieses Handeln auch systemkonform ist.

Fernab jeder marktradikalen Ideologie und in keiner Weise als Blaupause für Ausbeutung und Ungerechtigkeit dienlich, ist an dieser Stelle sinnvoll, eine Lanze für den Kapitalismus zu brechen. Der Kapitalismus als soziales und kulturelles Ordnungssystem ist nicht in der Krise, weil er als System kein handelndes Subjekt ist, welches zum Objekt einer Krise werden könnte. Die wohlfeile Verunglimpfung *des Systems* ist verlogen und intellektuell unredlich, weil man sich nicht den Grundgedanken, sondern den

Entartungen ihrer Umsetzung zuwendet und das System in Sippenhaft nimmt.

Auch wenn der Einzelne dem kapitalistischen System, seiner Zwänge und Kräfte ausgeliefert ist – es ist ohne Zweifel die dynamischste Gesellschaftsordnung, die je erkoren wurde. *Der Kapitalismus*, gänzlich undifferenziert als Idee an sich betrachtet, entspricht von allen ersonnenen Ordnungssystemen (und vielleicht per se aus sich heraus) am ehesten dem evolutionären Streben des Menschen nach Steigerung und Besitz. Oder ist des Menschen Neigung zum Besitz erst durch die kapitalistische Erziehung erfolgt und er, der Mensch an sich, besitzt kein Eigentumsinteresse? Wer immer dieses anthropologische Gretchenfrage entscheiden möchte – hier steht die augenfällige Äquivalenz im Vordergrund, die als gegeben voraussetzt, dass der Kapitalismus dem Wesenszug des Menschen entspricht, das Unbekannte denken und aus dem Ergebnis für sich Kapital schlagen zu wollen. Als Verfahrensform verhandelt *der Kapitalismus* individuelle Träume von Unsterblichkeit, Unbegrenztheit und Maßlosigkeit. Ohne Individualität

kein Kapitalismus und ohne kapitalistischen Geist kein Individualismus. Je radikaler der Individualismus, desto radikaler der Kapitalismus.

Das Gesetz des Kapitalismus ist er selbst durch sich selbst. Einzige Bedingung dieses Gesetzes ist die Anerkennung seiner Freiheit. Der Kapitalismus ist per se frei und bringt Freiheit hervor. Ohne Freiheit, die auch unternehmerische Freiheit ist, kann kein Land dauerhaft Wohlstand generieren. Kapitalismus und Soziale Marktwirtschaft sind zwei verschiedene und dennoch aufeinander bezogene Dinge: Kapitalismus ist eine Geisteshaltung, Marktwirtschaft ein Verfahren.

Kapitalismus ist also im eigentlichen die Software der Sozialen Marktwirtschaft. Dass dem Kapitalismus als Geisteshaltung eine Dynamik der Maßlosigkeit zugrunde, weil ihm die Dynamik des menschlichen Strebens aus sich heraus zugrunde liegt, steht auf eben jenem Blatt, auf dem jetzt mit sichtbarem Rotstift die Korrekturen zu vermerken sind.

Der Kapitalismus, per definitionem ruhelos, getrieben, rastlos auf der Suche nach Erweiterungsmöglichkeiten

auf ungekannte Felder, die er kolonialisieren könnte, ist clever genug, sich Kritik an ihm kurzerhand einzuverleiben, um dieselbe durch Kapitalisierung zu neutralisieren. Die französischen Soziologen Chiapello und Boltanski haben eine Art Grundgesetz dieses „neuen Kapitalismus“ formuliert: Welche Form er annimmt, hat immer damit zu tun, welchen Formen von Kritik er ausgesetzt war. Insofern vollzieht *der Kapitalismus* mustergültig, was er von jedem Teilnehmer verlangt: permanente Flexibilität. Etikettenschwindel kann man ihm nicht vorhalten.

34.

Seit 200 Jahren ist der Kapitalismus für die größte Zahl der Menschen eine Erfolgsgeschichte von Wohlstand und Wachstum. Diese durchaus geneigte Feststellung kann nicht ernsthaft bestritten werden – nicht dann jedenfalls, wenn man Empirie der Ideologie vorzieht: Seit den Achtziger Jahren, als der freie Markt zum herrschenden Ordnungsprinzip westlicher Industriegesellschaften wurde, ist der Lebensstandard in vielen Ländern der

Welt messbar gewachsen. Gemäß den Studien der Harvard-Universität ist das Prokopfeinkommen der Weltbevölkerung (und sollte und kann dies nicht die einzig seriöse Bemessungsgrundlage für ein gutes oder schlechtes System sein?) von 5400 auf 8500 Dollar gestiegen, inflationsbereinigt. Bei Verdoppelung der Weltbevölkerung von 3,7 auf bald 7,2 Milliarden Menschen seit 1970 wird sich in einigen Jahren die Zahl derer, die weltweit unterhalb der Armutsgrenze leben, halbiert haben. Seit 1970 fiel die Rate der Kindersterblichkeit, die Lebenserwartung der Alten stieg, und zwischen den Ländern nahm die Ungleichheit in den Einkommensniveaus ab. Global gesehen hat die Globalisierung, die internationale Arbeitsteilung durch Entgrenzung, den Ländern der Erde insgesamt mehr und vielen zum Teil großen Wohlstand gebracht. Dass einige Länder stärker profitieren als andere liegt in der Natur der Sache. Das Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Boston hat in einer Studie 56 Staaten verglichen und kam zu dem Ergebnis, dass jene, die ihre Finanzmärkte liberalisiert haben, ein höheres

Prokopfeinkommen erzielt haben als solche, die ihre Finanzmärkte entweder schützten oder durch planwirtschaftliche Ideologien hemmten. Der rasante Aufstieg Thailands ist das legendäre Beispiel dafür, dass es unterschiedlichen Arten des Kapitalismus gibt und man folglich von *Kapitalismen* sprechen müsste: vom rheinischen Kapitalismus deutscher Prägung etwa, dem Wall-Street-oder „Kasino“-Kapitalismus, dem Private-Equity-Kapitalismus, dem sogenannten „Tigerstaaten“-Kapitalismus Südasiens oder dem chinesischen eines autoritär-planwirtschaftlich gesteuerten Kapitalismus. Die Geisteshaltung ist dabei stets die gleiche. Verändert haben sich die Formen des Verfahrens.

35.

Kein Markt ist perfekt, weil jeder Markt, um Markt zu sein, von freiem Kapital lebt. Um einen Allgemeinplatz abermals in Erinnerung zu rufen: Freies Kapital ist deswegen frei, weil es sich im freien Spiel der Kräfte in einer für alle gültigen Ordnung behauptet: im Wettbewerb der Wertzuschreibungen, die durch die

Konsumenten, uns Menschen also, festgelegt und bezahlt werden. Durch seine Freiheit ist es unberechenbar. Der Markt als Forum der potentiellen Teilnahme eines Jeden produziert nicht Freiheit, sondern setzt Freiheit voraus, die er durch ihren Gebrauch bestätigt. Er ist per definitionem frei, weil er ohne die Freiheit und Freiwilligkeit seiner Teilnehmer nicht funktionieren würde. Weil er Freiheit voraussetzt ist der Markt in sich sittlich gut, auch wenn er sittlich fragwürdige Exzesse zulässt. Dass die Betreiber des Systems in sich unsittlich handeln, ist nicht dem System anzulasten.

Bereits die Begründer der klassischen Tradition der Nationalökonomie, Adam Smith, David Ricardo, Thomas R. Malthus und später John Stuart Mill, antizipierten das Elend bestimmter Gruppen in kapitalistischen Ordnungen und prognostizierten schwere Wirtschaftskrisen. Aber was wäre die Alternative zu einem System, das dem menschlichen Wesen so passgenau entspricht? Die dem Kapitalismus inhärenten Defekte, neuerdings in der Variante von Spekulation, Ratingagenturen, Kapitalisierung von

Schuldbriefen und der Bildung von Oligopolen, sind von Karl Marx wohl für alle Zeit durchaus richtig erkannt und beschrieben worden. Ist aber somit zugleich Marxens moralisierende Mission richtig, alle Ordnung zu zerschlagen und durch Revolution eine Diktatur des Anti-Kapitals zu errichten, um, stets im Banne der Freund-Feind-Ideologie, die Klasse derer, die Ehrgeiz und Eigentum haben, zu unterdrücken – so überhaupt noch von Klasse gesprochen werden kann?

Wer den Kapitalismus nicht disziplinieren und zähmen, sondern gleich abschaffen will, wie es in seiner aktuellen Daseinskrise vor allem sehr linkerhand zu hören ist, sollte sich nach einem sicher kenntnisreichen Blick in die Geschichte kurz in Erinnerung rufen, dass alle Formen sozialistischer, kommunistischer oder sogenannter sozialphilanthropischer Reformen seit den ersten frühsozialistischen Utopien der 1820er Jahre gescheitert sind. Sie sind es deswegen, weil sie aus einer durch nichts legitimierten *höheren* Erkenntnis heraus mit oktroyierten Mitteln den angeblich richtigen Menschen erziehen, ihn formen und zu seinem Glück führen

wollten. Aber hat man, wenn man die Verhältnisse ändert, unter denen der Mensch lebt, auch die evolutionären Grundkonstanten des Menschen verändert?

„New Larnak“, die Mustersiedlung von Robert Owen in Schottland, des bedeutendsten aller Frühsozialisten, war ebenso erfolglos wie seine später initiierten Konsumgenossenschaften und die Siedlung „New Harmony“ auf amerikanischem Boden im Jahr 1827. Die „Neue Welt“ des Charles Fourier kommt ebenso wenig über den Status der Theorie hinaus wie das utopische „Ikarien“ des Rechtsanwalts und Revolutionärs Etienne Cabet um 1840: eine brüderlich-kommunistische Gesellschaft in uniformierten Kleidern und standardisierten Häusern, die ohne Geld und Eigentum funktionieren soll. Es ist ein Projekt, das kurz nach seinem Beginn daran zugrundegeht, dass jede Handlung und Regung minutiös geregelt und geplant werden muss. Diskussionen, Streit, Pluralismus, Dissens, Widerspruch, Repräsentation – die Regungen eines vitalen Geistes in Freiheit – sind in „Ikarien“ nicht vorgesehen. Die

Versackgassung der organisierten Zerschlagung des bürgerlichen Staates und seines Parlamentarismus zugunsten einer offen deklarierten Diktatur schließlich hat das 20. Jahrhundert im Osten Europas so eindrücklich wie leidbringend exerziert. Bekanntlich hat sich in der Herrschaft der proletarischen Klasse praktisch gewordene Utopie der revolutionären Befreiung des Arbeiters gegen den *Menschen an sich* gewandt und sich historisch hinreichend diskreditiert. Die politische Frage, ob die uns bekannten planwirtschaftlichen Staaten nicht allesamt Unrechtsstaaten waren, ist damit noch nicht einmal gestellt.

Der Staat jedenfalls, das dürfen wir dieser Krisentage erkennen, ist gerade nicht „Handlanger der Bourgeoisie“, wie Marx es sagte, sondern, im Gegenteil, ein Interessensverwalter der Geschädigten, der Milliarden investiert, um Arbeitsplätze zu erhalten. Mit seinen Rettungspaketen, Konjunkturprogrammen und Abwrackprämien hat *der kapitalistische Staat* genau das getan, was marxistischen Systemstürzern und Staatsverächtern jeden Wind aus den Segeln nimmt: Er

hat auf das Defizit gesetzt, um mit öffentlichen Geldern die unzulängliche Kaufkraft der arbeitenden Massen zu kompensieren. Im Grunde ist der scheinbar sozialistische Dirigismus vieler Regierungen der westlichen Kapitalismusgesellschaften als Antwort auf die Krise die Widerlegung Marxistischer Annahmen durch das kapitalistische System selbst.

36.

Links ist out noch bevor es je in sein könnte.

Systemvandalen und Verbalhasardeure sind deswegen nicht Profiteure der Krise, weil die Krise weder moralisch noch ideologisch, sondern nur sachlich zu bewältigen ist. Allzu selbstverständlich wäre, dass derjenige, der die Verhältnisse attackiert, stante pede eine Skizze jener Umstände liefert, die er als vorbildlich erachtet. Wer behauptet, die Welt sei schlecht, steht in der argumentativen Bringschuld, zu erklären, was genau er unter „gut“ versteht. Und wer wollte sagen, er wisse was „gut“ und wann etwas „schlecht“ sei? Und warum überhaupt sind jene Verhältnisse „schlecht“, die, bei

Verdoppelung der Weltbevölkerung, zu einer Halbierung der Zahl derer geführt hat, die – weltweit betrachtet – unterhalb der Armutsgrenze leben?

Dezidiert linke Parolen sind seit einiger Zeit en vogue, weil sie stimmungsabhängige Massensehnsüchte ansprechen und Massenängste aufgreifen, obwohl die Umstände, auf die sich die Parolen beziehen als solche gar nicht mehr gegeben sind: das produzierende Gewerbe und die stabile Zahl der industriebeschäftigten Arbeitnehmer. Die Arbeiter der klassischen Arbeiterbewegung, mit Bildungsaspiration und Aufstiegsstreben, existieren kaum noch.

Die Realität ist diffiziler veranlagt und die radikale Linke im eigentlichen reaktionär. Sie macht es sich zu leicht, weil sie aus der zementierten Ideologie heraus den klassischen Gegensatz des Klassengegensatzes nach wie vor zur intellektuellen Grundlage erhebt. Sie reagiert auf den Verlust scheinbar paradiesischer Verhältnisse mit der Forderung, ebenjene Ordnung abzuschaffen, die diese Verhältnisse überhaupt erst ermöglicht hat. Wenn einer populären Sicht der Dinge zufolge „Links“ heute

die Weigerung bedeutet, die Frage nach der Gerechtigkeit einfach dem Markt zu überlassen, bedeutet „links“ folglich die Regelung von Gerechtigkeit. Jede Regel hat die Schwierigkeit, ihre Legitimation aus sich selbst begründen zu müssen, jede Regel zieht ihre Sanktion nach sich. Wer also darf Regeln für wen mit welchen Folgen festlegen? Fordern die einen, der Staat müsse dem freien Markt Regeln anlegen, klagen sie zugleich, wenn der Staat Regeln gegen das Regime individuelle Selbstverwirklichung anlegt. Die Einführung von Regeln hat mit der Weltanschauung, besser noch: mit der jeweils politischen Haltung derer zu tun, die die Regeln fordern. Jeder könnte nun alle Regeln der Welt fordern, weil jedem irgendetwas nicht passt. Manche Forderungen würden mit gleichgearteten konform gehen, also gäbe es womöglich einige Regel-Cluster. Aber Demokratie ist eine politische Ordnungsform, in der die Mehrheit entscheidet – im Idealfall durch Überzeugung mittels besserer Argumente. Gibt es keine Argumente, entscheidet das Verfahren, nicht die Ideologie. Eine

Verfahrensdemokratie ist allemal gerechter als Despotismus mit Heilsversprechen.

Es reicht ja keineswegs zu sagen, die Weltwirtschaftsordnung müsse *gerechter* werden – ja nun, dem würde freilich jedes sprachbegabte Tier zustimmen. Selbstverständlich ist es nie gerecht genug.

Die interessantere Frage ist: Wie konnte es kommen, dass das kaufmannsethische Sensorium der Ehre, des Anstands und Respekts derart nonexistent ist? Zuletzt war nicht mehr klar, wer wann ehr- und anstandslos handelt, weil es kein anderes, äquivalentes Subjekt gegenüber gab, zu dem es sich hätte in ein Verhältnis setzen können. In einer fiktiven, geradezu selbstreferentiellen Welt ohne Adressaten, in der Transaktionen im Wildwuchs deriviert werden, ist Rückbindung an reale Güter unmöglich. Wenn Geld produziert und vermehrt wird, ohne dass dahinter *reale* Wertschöpfung in der Zeit geschieht, wächst das Geld schneller als die Natur, die nach ihrem eigenen Rhythmus und ihren eigenen Gesetzen produziert. Schätzungen zufolge hat sich in den vergangenen

Jahrzehnten die Geldmenge auf dem Globus vervierzigfacht, die reale Gütermenge hingegen nur vervierfacht. Jene Asynchronizität scheint nach allem, was bekannt ist, eine der Ursachen für die Krise des Marktes gewesen zu sein.

Kann es also sein, dass sich der Mensch seiner eigenen Freiheit als unwürdig erwiesen hat? Dass er sich mit hoher Irrationalität in den Exzess hat hinein emotionalisieren lassen? Und dass, je stärker sich das System durch seine Überdehnung in den Exzess manövriert hat, sich eine neue Geisteshaltung vom alten, kapitalistischen Kaufmannsethos, dessen Weisheit in der Überzeugung besteht, dass das nachhaltige Wirtschaften von heute der Humus für den Erfolg morgen ist, abgekoppelt hat? Kann es sein, dass ethische Korrektive deswegen verloren gegangen sind, eben weil das System derart erfolgreich war, dass einige wenige seiner Betreiber im Rausch der Selbsterhebung vergaßen, die Verhältnisse zu wahren?

*Der simplizistischen Kampfrhetorik der Systemumstürzler entspricht ihr simples Unwissen. Am Beispiel des Wortes „neoliberal“ lässt sich das trefflich illustrieren. Im Zuge der wohlfeilen Diskreditierung des Marktes und des Kapitalismus als „neoliberal“ muss genau gefragt werden, was der Begriff überhaupt besagt. Das Wort *neoliberal* ist zum semantischen Symbol einer prä-revolutionären Kampfbegriffs-Agenda avanciert, die den Sinn des Begriffs vollkommen missversteht. Im eigentlichen dient die Idee des Neoliberalen der Befreiung des Menschen. Sie entstammt dem intellektuellen Reservoir der klassischen Nationalökonomie. Name und Geist des „Neoliberalismus“ wurden als Antwort auf die kollektivistischen Ideologien des Sozialismus, Nationalsozialismus und Faschismus ersonnen, als sich im August 1938 im Pariser *Institut International de Coopération Intellectuelle* 25 liberale Denker, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler zusammenfanden, um die absterbende Idee liberaler Wirtschaftspolitik zu reanimieren. Für den Heidelberger*

Sozialwissenschaftler und Ökonomen Alexander Rüstow, der auf dem Colloquium den Begriff „Neoliberalismus“ prägte, war die Marktwirtschaft stets Mittel zur Verwirklichung einer christlich-humanistischen Ethik. „Wer sich zu einem starken Staat bekennt“, befand Rüstow, der bis zu seinem Tod 1963 Ehrenvorsitzender der Aktionsgemeinschaft Soziale Marktwirtschaft war, „muss liberale Wirtschaftspolitik wollen, und wer liberale Wirtschaftspolitik für richtig hält, muss den starken Staat wollen.“ Ähnlich wie die herausragenden Köpfe dieses Denkens, Friedrich August von Hayek und Walter Eucken in den 1940er Jahren, plädierte auch der Spiritus rector der Sozialen Marktwirtschaft, der bekennende Katholik Alfred Müller-Armack, für die Zählung der Wirtschaft durch Rahmenregeln.

Man muss immer wieder deutlich in Erinnerung rufen, dass *der Neoliberalismus*, der unter dem Namen „Ordoliberalismus“ zur wesentlichen Grundlage der Sozialen Marktwirtschaft in der deutschen Nachkriegsrepublik avancierte, von Anbeginn an im

christlichen Glauben wurzelt und genau das Gegenteil dessen im Blick hatte, was ihm heute vorgeworfen wird. Der Kerngedanke eines von christlicher Sozialethik geprägten Unternehmertums besteht seit jeher darin, den Mitarbeiter nicht als reinen Produktionsfaktor, sondern als Person mit Wert und Würde zu begreifen. Es wäre wahrlich fatal zu vergessen, dass der Wohlstand Europas – und eben auch der über alle Selbst- und Welt-Verhältnisse hinaus errichtete Wohlstand, dessen Zerfall jetzt beklagt wird – erst möglich und ermöglicht wurde durch liberale, notabene: neoliberale Marktwirtschaft. Um es letztmalig zu wenden: Das Problem aller Exzesse ist nicht der Kapitalismus als Geisteshaltung, sondern die Ökonomisierung des Geistes als Haltung dem Leben gegenüber.

38.

In der Logik der permanenten Optimierung degeneriert Freiheit letztlich zu einer utilitaristischen Variante von Liberalismus. Utilitaristisches Denken schert sich nicht um die Qualität angestrebter Ziele und fragt nicht nach

intrinsischen Werten, nach Wertvorstellungen, die durch sich selbst begründet sind. Der utilitaristische Wert bemisst sich am Nutzen einer Handlung: gut ist, was der „größten Zahl das größte Glück“ beschert. Diese Formel wurde von Jeremy Bentham, dem Begründer der utilitaristischen Ethik, geprägt und wenig später durch den „Apostel der Freiheit“, den Engländer John Stuart Mill, popularisiert. Mill, Journalist, Jurist und politischer Philosoph, war der führende Kopf des Liberalismus im 19. Jahrhundert und hat bis in unsere Tage hinein eine enorme Wirkmächtigkeit. Seine große Furcht galt der Fremdbeherrschung des Einzelnen durch die Gesellschaft, oder andersherum: dem Despotismus der Gesellschaft über das Individuum. Das heißt vor allem, das Individuum vor einem „Terror der öffentlichen Meinungen“ wie vor dem gesellschaftlichen Druck zur Konformität zu retten. Obwohl das Individuum als Alleinvertretungsinstanz seiner selbst betrachtet wird, liegt Mills epochemachenden Schrift „Über die Freiheit“ von 1859 aber die denkwürdige Überzeugung zugrunde, dass es keine individualistische Freiheit ohne eine an den

Erfordernissen der Gemeinschaft orientierte Bindung geben könne. Das ist bemerkenswert. Seltsam veraltet und dennoch höchst aktuell ist Mill in der Variation seines Grundgedankens: Er will das Individuum vor der Aufrüstung der Gesellschaft retten.

Heute aber geht es darum, die Gemeinschaft vor der Zurüstung des Individuums zur verselbständigten Monade retten. In beiden Fällen dreht es sich ohne Zweifel um die Fundamente der Freiheit. Bis zu diesem Punkt sollte klar geworden sein, dass das Nachdenken über die nächste Gesellschaft keinesfalls in der Abschaffung oder dem Wechsel des Systems münden kann. Der Liberalismus und der kapitalistische Geist bleiben die wünschenswerteste Ordnung für jedes Individuum, das sich nun aufzumachen aufgerufen ist, gemeinsam mit allen anderen Ichs seiner Entmenschlichung entgegenzuwirken und sein Bewusstsein dafür zu schärfen, was es heißt, Demokratie neu zu beleben.

Diesem Essay liegt die These zugrunde, dass der Einzelne den Höhepunkt seiner Freiheit bereits überschritten habe. Zum einen, weil er mit ihrem historisch einmaligen Ausmaß nicht umzugehen weiß; zum anderen, weil er in Strukturen gebettet ist, die an der Abschaffung des mündigen, sich selbst bestimmendem und selbstbestimmten Bürgers arbeiten. Durch den Exzess des radikalen Individualismus ist die Steuerungsfähigkeit des Individuums in Frage gestellt. Daraus ergeben sich drei Grundprobleme. Erstens: Woran ist künftig der Wert des Einzelnen geknüpft? Zweitens: Wodurch ist der Bürger der nächsten Gesellschaft definiert? Drittens: Welches Webmuster soll die Demokratie von morgen haben? Das sind Fragen nach der Conditio Humana und also Fragen sowohl nach dem, was der Mensch in seinem Selbstverständnis ist, als auch nach den Kräften, die ihn als autonomes Subjekt einschränken. Die Frage der Zukunft ist wieder die Frage nach Freiheit.

Freiheit ist bedroht, wenn die ökonomische Realität sich jener Instanzen bemächtigt, die, als Wegbereiter demokratischer Mündigkeit, für die Aufklärung des Individuums zuständig sind. Medien – ob Massenmedien oder Qualitätsmedien – sollen Diskussion und Öffentlichkeit organisieren und Welt so vermitteln, dass der Einzelne sich verlässlicher Informationen bedienen und ein eigenes Urteil über die Dinge fällen kann. *Die Medien* etablieren Diskurse und entscheiden, welche Diskurse die Chance haben, von ihnen etabliert zu werden. Indem sie sie wahrnehmbar machen, legen Medien fest, was die Probleme einer Gesellschaft sind und welche Haltung die Gesellschaft dazu haben soll. Idealerweise ist die Aufgabe von Journalismus, permanent und durch diese Permanenz verlässlich Transparenz her- und Handreichungen bereitzustellen, nach denen das Irrelevante vom Relevanten zu scheiden ist. Er muss unbekannte Wirklichkeiten beschreiben, ohne sie vorab zu bewerten; er muss Realitäten aufsuchen, ohne am Anfang bereits ein Ergebnis zu haben, das er nur bestätigen will; er muss Kriterien liefern, die dem

Relevanten Relevanz verschaffen; muss Tendenzen beobachten, Beobachtungen bündeln, Erregungen dämpfen, Beschreibungen sammeln, auch und obwohl es gerade keinen Krieg, keine Naturkatastrophe, keine Sensation, kein Spektakel gibt. Er muss im besten Sinne Aufklärung leisten ohne einzugreifen.

Tut er das? Hier und da sicher ja, aber en gros gesehen immer weniger. Je stärker Konzerne ökonomische Strukturen bestimmen, desto schneller neigen Medienunternehmen dazu, ihren Aufklärungs- und Transparenzanspruch zu ignorieren und auf populäre Thesen und Themen, aufs Leichte, Seichte, Schlichtgewebte zu setzen, um über gestiegene Auflagen und Quoten ihre Gewinnvorgaben erfüllen zu können. Sie selbst gehen auf in der ökonomischen Rationalität. Das Selbstverständnis des Journalismus heute besteht immer seltener in der simplen Recherche komplexer Zusammenhänge und immer öfter in der personalisierbaren Simplifizierung. Wie jede andere konzerngesteuerte Industrie, die auf Massenkonsum setzt, setzen Massenmedien zunehmend auf leicht

abschöpfbare Eindimensionalität. Eindimensionale Botschaften erziehen zu eindimensionalem Denken. Inhalte sollen den Leser und Zuschauer nicht überfordern und keine Zeit kosten. Sie sollen in erster Linie entlasten und unterhalten. Warum entlasten und unterhalten, und das um fast jeden Preis?

Die Generierung von Eindimensionalität, im Gegenteil, macht müde, weil sie an uns vorbeigeht. Sie hat nichts mehr mit uns zu tun. Sie ist der Versuch, den mündigen Bürger zu entmündigen, indem ihm die Fähigkeit und das Interesse an der Komplexität von vornherein abgesprochen wird.

Die Eindimensionalität der Sprache gewinnt irgendwann eine ebenso fraglos plausible Rationalität wie es die Imperative der Optimierung haben. Sie suggeriert eine Eindimensionalität des Gedankens. Dann denken wir: Das *ist* die Sprache der Politik und ihrer Vermittlung. Es gibt scheinbar keine andere Sprache mehr außer dieser. Wir hören sie und verstehen scheinbar. Aber wir begreifen nicht. Es ist eine Abspaltung des Verstehens vom Verstand. Wer eine komplexe Textur erfassen soll,

wird sie nicht mehr verstehen. Verstehen aber ist die grundlegende Voraussetzung für Verständigung, die ohne Mitwirkung des Verstandes zu einem Handel mit und Austausch von ideologiefähigen Schlagworten und Plattitüden gerät. Verhandlung, gar argumentativ-zersetzende, differenziert-ausgreifende, ist kompliziert. Ein grundlegendes Problem der Ermattung des Demokratischen ist die Erziehung zur Schlichtheit. Und die Eindimensionalität medialer Weltvermittlung ist ein Zeichen anämischer Demokratie.

41.

An dieser Stelle ist es unerlässlich, einige Betrachtungen über den akuten Verhängniszusammenhang von Boulevard und Demokratieverfall anzustellen. Ebenjener ist tiefgreifender zu untersuchen als nur in den Glücksmomenten einer Kulturnation, wenn uns etwa Heidi Klum „68“ erklärt. Der sich breit über den Gesellschaftskörper hinwälzende Boulevard ist ohne Weiteres als institutionalisierter Angriff auf den inneren Kern des demokratischen Gemeinwesens zu verstehen,

da er die beiden fundamentalen Prinzipien der parlamentarischen Demokratie, Diskussion und Öffentlichkeit, irreversibel zu verändern und das Ideal des mündigen Staatsbürgers dauerhaft zu entwerten imstande ist. Die Boulevardisierung des öffentlichen Lebens, so sublim oder subversiv sie sich gestalten mag, wird immer umfassender. Sie wird total.

Natürlich: den Boulevard als solchen gibt es nicht. Er ist kein Phänomen an und für sich. Weder ist er handelndes Subjekt noch Behauptung, noch ist er empirisch prüfbar. Er ist nicht auf einen Nukleus, einen einzigen TV-Sender etwa oder eine einzige Zeitung zu reduzieren. Vielmehr ist der Boulevard ein kompliziertes, selbstreferentielles Geflecht aus vernetzten Schaltkreisen, in denen kulturell-publizistische und ökonomische Macht ein symbiotisches wie reales Verhältnis eingehen.

Es gilt, mehrere Arten von Boulevard zu unterscheiden, im mindesten vier augenfällige: den „*People*“-*Boulevard* der fließbandartig gestanzten „Stars“ und „Promis“ in „Bunte“, „Gala“, „Leute heute“ und

dergleichen; den *Boulevard des aggressiven Zynismus* von „Bild“ und BZ; den *Boulevard der Emotionalisierung des Alltäglichen* in parasitären Katastrophenpanoptiken wie „Hallo Deutschland“ (ZDF), „Brisant“ (ARD) oder RTL-„Explosiv“.

Schließlich die boulevardeske Anverwandlung des Weichen, Leichten und Seichten in den sogenannten Qualitätsmedien, die sich schleichend vollzieht. Erster und letzter Grundsatz all dieser Formen ist das Fundamentum absolutum des Entertainments: *Was unterhält, versteht sich von selbst*. Was aber versteht sich heute noch von selbst?

Der Geist des Boulevards weidet die gesamte Bandbreite der menschlichen Komödie ab und zielt ohne einsichtig nachvollziehbare Begründung auf Simplifizierung durch Auslassung. Nimmermüde ist er auf Suche nach der Ausbeutung von Gefühlen durch Bereitstellung von Emotionen.

Weil nichts so sehr verfängt wie Schadenfreude, Gier und die Aufbietung von Tragödien zur wohltuenden Anwendung von Mitleid, ist der Boulevard primär, wenn

nicht sogar ausschließlich, am Niedergang, am Scheitern, an Katastrophen, Rücktritten, Schmerzen, Scheidungen, Betrügereien, Skandalen, Eklats, kurzum: an emotionalen Grenzsituationen und seelischen Abgründen interessiert. Seine Betroffenheit und vermeintliche Einfühlung ist von professioneller Kälte und strategischem Kalkül. Geschickt zapft er die niederen Instinkte seiner Passanten an und giert nach Leid, das er ausschachten kann. Je mehr Leidgeneratoren er zum Laufen bringt, desto größer ist die Chance auf gleichzeitige Erfüllung von Mitleid, desto höhere Einschaltquoten oder Auflagen können im Kampf mit der Konkurrenz verbucht werden, desto bereitwilliger geriert sich die Anzeigen- und Werbespotbereitschaft der Wirtschaft; desto mehr Geld fließt für neue Formate der Entertainmentindustrie und natürlich in die Kassen der renditesensiblen Konzerne. Gute Zahlen in der „Grosso-West“-Spalte, dem Einzelverkauf am Kiosk in Westdeutschland, und die breite Prozenschnitte am Fernsehmarktkuchen des Tages erschlagen jeden ethischen oder ästhetischen

Einwand. Die Quote hat immer Recht. Ausschlachtung des individuellen Leids zugunsten kollektiver Erregung mag unter dem Aspekt einer nationalen Gefühlsgemeinschaft ehrenvoll sein; aufklärungsethisch gesehen ist sie blanker Zynismus.

Als Instanz der simulierten Erlösungen hat der Boulevard die säkulare Fortschreibung der Heilsgeschichte übernommen und leistet die Versöhnung der Widersprüche. Er empört sich über Nacktheit und Pornografie und hypersexualisiert sich zugleich am liebsten selbst. Er bietet Leid und Lust, Erlösung und Harmonie in einem und amalgamiert Unschuld und Schuld, um fraglos plausibel darüber zu richten, was *wirklich wahr* ist. Er stimuliert und kolonisiert die niederen Instinkte des Menschen, um die so entstehenden Ängste und Sehnsüchte postwendend befriedigen zu können. Er labt sich an Gewalt, Tod und Verbrechen und tröstet das in Aufruhr gebrachte Bewusstsein mit romantischen Idealen von Glück, Liebe, Schönheit und Reichtum; als moralische Instanz des kleinen Bürgertums sind seine Schaufenster farbenfroh

illuminierter Verhandlungszimmer öffentlich geschlossener und geschiedener Ehen sogenannter Prominenter, die er selbst promenierte. Kritik verleiht sich der Boulevard gekonnt ein, ohne selbstkritisch sein zu müssen, weil er keine intrinsischen Werte vertritt, die infrage gestellt werden könnten. Durch seine fehlende Normativität kann der Boulevard sich Ignoranz und Zynismus leisten, ohne sie als solche anerkennen zu müssen. Die Beweislast hat stets der Gegner.

Wenn nach Ludwig Wittgenstein „Welt“ all das ist, was der Fall ist, so ist Welt heute das, was massenmedial vermittelt wird. Das ist ein Problem. Ziel der massenmedialen Vermittlung von Welt ist nämlich nicht das Verstehen der vermittelten Welt, sondern ihr Nichtverstehen. Adressat der massenmedialen Vermittlung ist nicht der aufgeklärte Staatsbürger, sondern das in seinem möglichen Aufklärungswunsch gezähmte Massenpublikum als Entertainment-Konsument. Der Boulevard zielt auf dreierlei: Geld, Langeweile und die Erschütterbarkeit des sozialen Friedens, vornehmlich durch Stimulation von Angst,

Schadenfreude und Neid. Nichts ist für den Boulevard schlimmer als Erkenntnisinteresse und Differenz, weil dies den totalitären Anspruch auf homogene Ganzheit ausbeutbarer Emotion verletzt; nichts fürchtet der Boulevard mehr als Distanz und kühle Rationalität. Er braucht und befördert die Reibungswärme der Erregung, die im besten Fall zur Glut eines Skandals wird, um Menschen in mehreren Lieferungen für seine Zwecke zu verheizen. Gezielt setzt er auf Kurzfristigkeit durch die Suspension aller Zusammenhänge. Kaum etwas kommt ihm dabei so entgegen wie die nicht zu bewältigende Flut der Reize in rasanter Beschleunigung, die oft kollektive Amnesie zur Folge hat. Für die Organisatoren des Circus Maximus trifft es sich bestens, dass die spätmoderne Arbeitsgesellschaft eine solche in permanenter Zeitnot ist.

Der nicht nur totalitäre, sondern auch totale Boulevard markiert die immer machtvoller werdende Schaltstelle des Irrelevanten, welches dann Relevanz erhält, wenn er, der Boulevard selbst, die verständigungslose Vermittlung von Welt vornimmt. Der Entzug des

Anspruchs durch die Verführung des Trivialen ist bereits Allgemeingut geworden. Der Seichtigkeitsdruck wächst, und die Hochkultur reagiert: Lange Texte werden kurz, unbequeme Sendungen gestutzt, Bilder vergrößert, Komplexität auf Linearität reduziert; Zusammenhänge werden ignoriert, Diskurse im Keim erstickt, Kulturradios durchhörbar gemacht. Verlage drucken Fernsehmoderatoren und Komödianten, die zu Bestsellern werden, öffentlich-rechtliche Fernsehanstalten zelebrieren „Star-Quiz“ und „Star-Biathlon“, Kochen, Köche, Küche und bieten allwöchentlich 30 TV-Kommissare mit derselben Frage auf, „Wo waren Sie gestern Abend?“.

Der Boulevard hat es geschafft: Er hat sich in die Köpfe der Bürger geschlichen und das Bewusstsein besetzt. Man entkommt ihm nicht mehr. Er ist der Sieger der Geschichte. Mittlerweile sind alle gesellschaftlichen Subsysteme von der Herrschaft des Entertainments und seinen vier theatertheoretischen Dimensionen erfasst: Darstellung, Inszenierung, Performance und Sichtbarkeit. Am gefährvollsten geschieht dies in der

Sphäre des Politischen durch die symbiotische Verflechtung von Politik und Unterhaltungskultur zum Politainment: zur Theatralisierung des Politischen. Das Politische verliert dabei den Kern des Wahrhaften und wird zum Inszenierungsstoff des Boulevards. Auf die atemlose Adellung der Nebensächlichkeit, der moralisch zugerüsteten Banalität, folgt das Verschwinden des Politischen: durch Kriterienlosigkeit, Auflösung der Grenze zwischen Öffentlichkeit und Privatheit und die Promotion von Kitsch, Klischee, Superlativismus und Gewinnerkultur. Die Beiläufigkeit des Scheinbaren ist zum maßgeblichen Kriterium geworden. Zum Niedergang einer Kultur der Aufklärung konnte es deswegen kommen, weil das Bewusstsein für den Qualität und Relevanz aus der Gesellschaft weitgehend fortvermittelt wurde; weil das Sterben des bildungsbürgerlichen Korrektivs zu beklagen ist und die Anverwandlung des boulevardesken Geistes durch die öffentliche Kultur in der Entwertung und allgemeinen Entintellektualisierung gipfelt.

Eine Gesellschaft kann sich den Boulevard aber in dem Augenblick nicht mehr leisten, da er zur Hauptsache wird. Wenn der Geist auf den Boulevard kommt wie die Sprache auf den Hund, ist der Boulevard unversehens öffentlicher Geist. Die permanente Unterforderung des Bürgers durch Unterhaltung kommt seiner Entmündigung gleich. Entmündigte Menschen sind gleichgültig. Gleichgültige Bürger sind manipulierbar. Manipulierbare Bürger sind gefährlich. Wir schließen diese kleine unzeitgemäße Betrachtung über Banalität, Blödheit und Brutalität des Boulevards mit einem Aperçue des unübertreffbaren Protagonisten eines zeitgemäßen Stoizismus, der in seiner hanseatisch-frivolen, klandestin-verraunten Mystik kürzlich eine formidable Weisheit kundtat. Also sprach Karl Lagerfeldt: „Der Sinn des Lebens ist – Leben.“

42.

Die Krise des Intellektuellen ist letztlich auch eine Krise der Repräsentation und der Repräsentanten. Dass just an dieser Stelle eine Betrachtung über den

Bundespräsidenten erfolgt, kann nur den überraschen, der in ihm einen dekorativen Grüßgottaugust sieht, den man hinters schalldichte Schaufensterglas der Republik verbannt und ihm, so er sittsam lächelt, ebenso höflich begegnet.

Der Bundespräsident als solcher, unabhängig also von der Person Horst Köhlers gesprochen, repräsentiert den deutschen Staat und also das deutsche Gemeinwesen. Er ist, obwohl in der operativen Politik zahnlos, als Repräsentant der Republik auch der Repräsentant ihrer geistigen Grundlagen. Wegen seiner Jenseitigkeit im politischen Geschäft könnte keiner in Deutschland von einer höheren Repräsentationsstufe herab einen Bewusstseinswandel besser anstoßen und eine geistige Agenda rücksichtsloser setzen als der Bundespräsident. Es ist in den vergangenen Jahrzehnten gelegentlich bemerkt worden, dass Ansätze zum Grundsätzlichen, die über wohlfeile Stichwortgeberei hinausgehen, dem einen Amtsträger besser gelangen als dem anderen. Zu tun hat dies mit der Gabe des Auratischen oder dem intellektuellen Charisma. Charisma aber, diese

„Gnadengabe“, kann man ebensowenig be- oder herstellen wie präsidiale Fürstlichkeit oder den großen Stil. Also geraten in Deutschland mit wenigen Ausnahmen solche Persönlichkeiten in das höchste Amt, die parteitaktischer Arithmetik, der Zweckgesinnung politischer Parteien und deswegen nicht selten der Biederkeit der Masse entsprechen. Ein Bundespräsident sollte nach Möglichkeit die Bundesregierung nicht überstrahlen. Dem Konstruktionsfehler der grundsätzlichen Mediokrität ließe sich allenfalls mit der Wahl des Präsidenten durch das Volk begegnen, was, im grotesken Fall, vermutlich einen Fußballtrainer oder Fernsehmoderator, im gefährlichen einen reaktionären Hitzkopf befördern würde, der in der Lage wäre, Mehrheiten zu organisieren oder sich Stimmen zu erkaufen. (Wir dürfen bitteschön die Rolle, den geistigen Zustand und die intellektuelle Wirkungskraft von Trainern und Moderatoren für Land und res publica nicht länger überbewerten!)

Deshalb ist es Zeit für einen Traum.

Der Bundespräsident (oder, eines schönen Tages, die Bundespräsidentin), der, im Sinne des Wortes, dem Bund aller Bürger und somit allen Bürgern *vorsitzt*, müsste die Schaltstelle politischer Ethik der Republik schlechthin sein, ein Bürger der Bürger, der dem Land vor- wie nachdenkt und Zugriff hätte auf eine Akademie der besten Köpfe, die um das Schloss Bellevue herum aufgebaut ist – ausgewiesene Persönlichkeiten jedes Geschlechts, jeder ethnischen Zugehörigkeit, jeder sexuellen und religiösen Orientierung und vor allem jedes Alters, zwischen 30 und 100, die eine Art Thinktank bilden, aus dem heraus Vorschläge für die nächste Gesellschaft erarbeitet würden.

Kein anderer als diese Bundespräsidial-Agentur hätte die Legitimation für eine Agenda der höchsten Werte. Sie könnte auf völlig neue Formen direkter Ansprache zugreifen; die digitale Technologie eröffnet der Diffusion von Ideen, Gedanken und Vorschlägen in die Gesellschaft neue Distributionswege. Eine monatliche Ansprache über das Internet, flankierende Chatrooms und von einem Heer an Mitarbeitern aufbereitete,

aktualisierte und das Wissen vertiefende Hintergrundseiten würden die Bürger mit Inspiration und Initiativen versorgen, würden aufklären, aktivieren, animieren. Es wäre neben der privatwirtschaftlich organisierten Medienindustrie eine zweite Öffentlichkeit und sollte weniger mit netten Bildergalerien und adretten Einblicken in den Amtssitz des Präsidentenpaars oder einem *Wissensquiz* in der Rubrik „Wissenswertes&Unterhaltsames“ arbeiten als vielmehr mit Foren, Debatten und Plattformen über die auch in diesem Essay angesprochenen Themen: die Neue Soziale Frage, das Ethische Fundament, den Wandel des Politischen und das gesuchte Narrativ für die nächste Gesellschaft. Der ideale Bundespräsident ließe von seinen Reden Clips anfertigen, von Profis choreografierte Filme, die, nach dem Stand der Kunst geschnitten, in völlig verschiedenen Internetportalen zu finden sind, und im besten Fall vermittelte er ohne jeden Zweifel an seiner Geistesgegenwart, dass er selbst in der Lage ist, Podcasts herunterzuladen. Es muss in einem Gemeinwesen eine offizielle Instanz geben, die das

Intellektuelle verkörpert, das Geistige befördert, das Normative anstößt, der sich prozedural und performativ verhält, vor dem Hintergrund von Überalterung bei gleichzeitiger Verschuldung.

Wer Zukunft denkt und formuliert, muss ihre Sprache sprechen. Wer Hoffnung machen will, muss hoffnungsvoll reden. Wer Mut machen will, muss mutig reden. Wer mitreißen will, muss mitreißend reden. Wer den Aufbruch vermitteln will, muss seine Sprache aufbrechen. Die Krise des Intellektuellen, die eine Krise der Repräsentation ist, ist letztlich eine Krise der öffentlichen Rhetorik. Die offizielle Rhetorik deutscher Spitzenpolitiker setzt sich zusammen aus Parteideutsch, Rechtfertigungsdeutsch und Beschwörungsdeutsch. Parteiredner schaffen es, der deutschen Sprache mit Floskeln, Soundbites, Phrasen, Hülsen und falschen Bildern ohne Scham die letzte Vitalität auszutreiben und den amtlichen Rest entweder in Grund und Boden zu verspröden oder mit pastoraler Pathetik in eine unangebrachte Metaphernmühle zu zwängen: „Im übrigen haben wir letztes Jahr“ oder „Dies ist die

Stunde“ oder „Dies ist ein Tag der Freude“, was parteipolitikerrhetorisch intoniert genauso klingt wie „Dies ist ein Tag der Trauer.“ Horribile dictu: Die Kunst der politischen Rhetorik ist in dem Maße verloren gegangen, in dem sich Politik zum inzüchtigen Betrieb mit strenger Disziplin gewandelt hat, der nur jene Gewächse zulässt, die aus seinem Treibhaus stammen. Wer gegen die Geschlossenheit des Bezugssystems verstößt, muss im übertragenen Sinne mit Züchtigung rechnen. Was Sprach- und Sprechkultur betrifft, herrscht in der Politik folglich Kleingärtnergeist. Wörter werden falsch verwendet, durch Floskeln wird Sinnerfüllung verhindert. Der Satzbau von Ministern ist schlicht (weil er es sein muss?), der Wortschatz von Abgeordneten begrenzt. Pathos im Parlament stellt sich allenfalls über Lautstärke und nicht mehr über Komposition, Dramatik oder die Pointe einer Rede her. Das Parlament ist nicht mehr die große Arena für ein Feuerwerk, wo der Streit ums beste Argument den Sinn der Demokratie erfüllt. Es ist die Öde eines Verwaltungsamts für politische Technokratie. Weil

Politik immer mehr Hinterzimmerpolitik wird und die Erregungsgesellschaft damit beschäftigt ist, die nächste Sensation, den nächsten Superlativ zu verarbeiten, ist ein Politiker nicht mehr gezwungen, eine angemessene Sprache zu finden, um Sachprobleme für alle Schichten und Milieus nachvollziehbar und erschöpfend darzustellen, auf dass sich der mündige Bürger sein eigenes Urteil bilde. In einem Wort gesagt: Die politische Sprechkultur der Berliner Republik ist zu großen Teilen ein Platitüden-Produktionsverfahren. Die Massenmedien haben einen erheblichen Anteil am Nullgehalt der öffentlichen Rede: Sie überheizen aus Gründen der Sehnsucht nach Selbstlegitimation, Quoten- und Auflagensteigerung die Betriebstemperatur des Circus Maximus, den Politiker ihrerseits gerne zur Selbstinszenierung nutzen.

Wenn deutsche Politiker historische Analogien anwenden, blamieren sie sich regelmäßig nicht nur mit ihrem historischen Unkenntnisstand, sie bieten darüberhinaus willkommene offene Flanken für den politischen Gegner an, wenn etwa ein SPD-Politiker über

die Aktualität des Satzes „Arbeit macht frei“ nachdenkt, oder der Generalsekretär der FDP die Große Koalition mit der DDR-Volksfront vergleicht. Alle Falschverstehen füllen sich gewiss falsch verstanden. Verstehen wir das richtig, ist „Verstehen“ also nicht eben einfach. Vor diesem Hintergrund ist der immer wieder von Persönlichkeiten des öffentlich, gerne politischen Lebens gesuchte Gebrauch Vokabeln des Dritten Reichs eines der faszinierendsten, verstörendsten und lustigsten Phänomene deutscher Sprechkultur. Wer Nazi-Vokabeln zitiert, kann eines sicher verbuchen: höchste Aufmerksamkeit. Einer Analogie oder Anspielung folgt sogleich die öffentliche Erregung, dieser die Rituale der Reuebekenntnisse, Klarstellungen, Entschuldigungen und Aufforderungen zur Entschuldigung oder zum Rücktritt. Zu einer neuen Grammatik der öffentlichen Rede, ja, wenn man so will, zu einem politischen Sound der i-pod-Epoche ist nach Lage der Dinge unter den öffentlich hörbaren deutschen Spitzenpolitikern gegenwärtig keiner in der Lage. Niemand, der allein durch die so ehrliche wie kluge Rede Begeisterung

generieren könnte, in Bildnissen, die Authentizität beanspruchen können, mit der Dynamik einer beschwingten Ouvertüre, die noch beeindruckender wäre, spräche der Redner frei, ohne Blick auf das vom Redenschreiber formulierte Manuskript, welches brav abgelesen wird.

Natürlich ist es wohlfeil, im amerikanischen Präsidenten Barack Obama den Beginn einer neuen Epoche zu sehen, namentlich durch eine neue Rhetorik als eines neuen Stils, einer neuen Form der Ansprache. Einen Großteil seiner unzweifelhaften Faszination macht aus, dass Obama durch seine Sprache Hoffnungen mobilisieren kann, Träume reanimieren, Sehnsüchte wecken. Er versteht es, Politik mit Pathos zu versöhnen, ohne schwülstig zu klingen. Wahres Pathos spürt der Mensch. Es entspringt der eigenen Begeisterung und besitzt die Glaubwürdigkeit des Authentischen. Haltung und Authentizität machen eine gute Rede aus. Der Mensch von heute ist von der Medien- und Entertainmentindustrie über Jahre hinweg zur Emotion erzogen worden. Was emotional war, war gut. Helden

wurden gesucht und erfunden, Mythen geschmiedet, Stories in die kulturellen Verwertungsketten eingespeist. Sie alle bedienen das Bedürfnis nach Emotionen. Der ideale Bundespräsident muss keine Anleihen an der reverendalen Rhetorik zivilreligiöser Amerikaner machen, und es verbietet sich selbst, irgendwie motivierte Versuche zu unternehmen, Slogans, Sprachmelodien oder Bühnenszenierung im Stile Obamas zu kopieren. Als Leitfigur des Republikanismus verkörpert er die virtú, den Geist der demokratischen Gemeinschaft und als reflexiver Patriot die deutsche Geschichte ohne Scham. Zu Beginn des Diskurses zwischen Präsident und seinen Bürgern könnte er ein Deutschlandgespräch initiieren: das Gespräch mit den Bürgern über ihre Vorstellungen der nächsten Gesellschaft, über ihre Erwartungen an eine veränderte Demokratie, über ihre Vorstellungen von Partizipation. Die Fäden des Deutschlandgesprächs, in das sich Wissenschaftler, Künstler, Unternehmer einschalten, laufen im Bundespräsidialamt zusammen. Es gibt in Bellevue institutionalisierte Gesprächskreise und

Seminare, an deren Ende ein Memorandum steht, das den Bürgern über eine eigens eingerichtete Internet-Seite zur Abstimmung steht. Das Deutschlandgespräch über die geistigen Grundlagen der nächsten Gesellschaft in Gestalt diverser Werte-Konferenzen wäre nicht von Zuschüssen privatwirtschaftlicher Stiftungen abhängig, sondern durch eine gemessen an Abwrackprämien oder Schutzschirmen lächerlich kleine, jedenfalls stabile Summe Steuer- und also Bürgergeld aus dem Bundeshaushalt konjunkturunabhängig abgedeckt. So finanzierten die Bürger das Gespräch mit sich selbst über sich und der Staat investiert in seine soziale wie ethische Zukunft.

43.

Zu suchen ist eine neue Grammatik der Vermittlung zwischen Individuum und Gemeinschaft. Zwischen Bürger und Staat, Politik und Bevölkerung. Eine Sprache der republikanischen Rhetorik und ansprechender Kommunikation, die ins Gespräch setzt, Vergemeinschaftungserlebnisse schafft und

Gemeinschaftsräume öffnet. Zwar leben wir in der Endmoräne des radikalen Individualismus, aber auf das Individuum an sich kommt es schon lange nicht mehr an. Der Einzelne ist austauschbar, wertlos, ohne Ansprache. Er bleibt sich überlassen. Seine Unfreiheit beginnt, wo er in seiner Selbstwahlmöglichkeit behindert wird, und sie endet in der Weigerung einer kulturellen Ordnung, ihn als aufgeklärtes, wissendes Mitglied der Gesellschaft zu begreifen.

Volkspädagogisch kann die Lehre aus dem Paradoxon der unfreien Freiheit nur lauten, künftig jeden einzelnen Menschen in höchster ethischer Sensibilität für das Gemeinwohl zu erziehen. Sehr wohl kommt es auf jeden Einzelnen an, auf jeden Deutschen und auf jeden Türken, Pakistani, Portugiesen und Polen, alle, die im Rahmen Deutschlands leben und sich innerhalb dieses Rahmens, auf dem Untergrund der Verfassung und ihres Geistes, bilden. Es kommt auf die *Leistungsbereitschaft* und den bürgerschaftlichen Willen der Migranten an und darauf, ihre *Leistungsfähigkeit* für den langfristigen Wohlstand der Republik einzusetzen. Jeden einzelnen Bürger

ethisch zu erziehen heißt auch, jeden Nachfrager und Anbieter für die Verantwortung seiner eigenen Freiheit zu sensibilisieren. Das könnte geschehen durch die redliche Aussicht, dass der nächste Bürger, indem er Teilhaber am Gemeinwohl wird, Teilhaber an der Gemeinschaft wird. Er erhält eine Aktie am Besitz der Gemeinschaft, deren Wertsteigerung in der Steigerung des Werts der Gemeinschaft besteht, von der jeder Einzelne als Teilnehmer profitiert.

Fraglich ist freilich, wie die Teilnahme, die Partizipation organisiert werden kann. Vorschläge, eine *neue Öffentlichkeit* zu schaffen, die bereits bestellte Felder der Diskussion neu besäen und unbestellte Felder ermöglichen, sind hilfreich. Dass dem so ist, ist das Ergebnis der historischen Freiheit des Individuums, die der liberalen Gesellschaft als höchstes Gut zugrunde liegt. Kurzum: Es kommt jetzt auf die Selbsterziehung der Gesellschaft an. Eine Gesellschaft, die sich in einzigartiger Verantwortung für ihre Geschichte der Menschentilgung dem Individuum und seinem Schutz verschrieben hat, die dem Individuum die höchsten

Werte zuerkennt, die seine Rechte schützt und seine Unantastbarkeit garantiert, muss es schaffen, jedem Kind ein Gefühl für die Gemeinschaft mitzugeben, jedes Kind. Ein Satz aus dem Koran (Sure 5, Vers 32), der ähnlich im älteren jüdischen Talmud zu finden ist und sich in geistiger Verwandtschaft zum Christentum befindet, könnte in der Wucht seines symbolischen Pathos der nächsten Gesellschaft als humanistisches Leitmotiv dienen: *Wer einen einzigen Menschen rettet, der rettet die Menschheit.*

Gibt es, um endlich Theodor W. Adorno Reverenz zu erweisen, ein richtiges Leben im falschen? Und wenn ja, ist dann nicht der einzelne ethische Mensch die einzig sinnvolle Ressource jedes richtigen Lebens? Womöglich muss man dafür die allergrößten Begriffe neu konjugieren, jene Begriffe, die den Nukleus einer liberalen, humanistischen Demokratie bilden: Freiheit, Partizipation, Sittlichkeit.

Kann es aber in Gesellschaften, in denen für jeden Wert ein Gegenwert bereitsteht, in denen jede Norm zugleich ihre Gegennorm hervorbringt, kann es in einer über

Verfahren und Prozesse organisierten pluralistischen Gesellschaft überhaupt Werte geben, die alle einen? Oder besser: ein Wertgefüge, in dem sich alle wieder finden können? Oder eine soziale Identität, die zu einem gemeinschaftlichen Projekt wird? Oder eine Vision republikanischer Gesellschaft, welche über ein punktuelles Gemeinschaftserlebnis wie eine Fußballweltmeisterschaft hinausgeht?

So wartet im Ausnahmezustand der Fundamentalkrise, nach der selbstverschuldeten Dekadenz, die historische Frage nach dem öffentlichen Geist oder dem Geist des Öffentlichen, nach dem, was Montesquieu *virtù* nannte, den Geist *für die* Gemeinschaft, der zum Geist *der* Gemeinschaft wird.

Der Mensch von heute wählt sein Leben ohne metaphysische Verheißung auf Erlösung, ohne spirituelle Tröstung, ohne institutionelle Gängelung. Leben wird zum Reagieren im Hier und jetzt, da das „Jetzt“ immer rascher zum Vorhin wird und die Zeit zum kostbarsten Gut einer in die Besinnungslosigkeit gehetzten, hysterischen Gesellschaft, die nicht mehr weiß, worin ihr

Glück besteht, wenn das Leben, wie sie alle täglich erfahren, ohnehin schneller vergeht, je älter man wird. Im permanenten Spiegel seiner selbst, der ihm das Bildnis eines leeren, erschöpften, gehetzten, selbstvergessenen Atoms überbringt, wird das zeitgenössische Individuum zu erkennen haben, dass es – einsam, verlassen, um seine Freiheit betrogen und auf sich zurückgeworfen – ohne Rückbindung an die Gemeinschaft verloren sein wird.

2. Teil

Die neue Sehnsucht nach Zugehörigkeit

44.

Vier Problemfelder werden die Lebenswelt der nächsten Gesellschaft bestimmen. Erstens: das jeweils subjektive Verhältnis zu Staat, Nation, Gemeinwesen und deren Repräsentation durch Symbole wie Fahne, Hymne und Uniform. Zweitens: die Neue Soziale Frage und das Problem der Abspaltung unsynchronisierbarer Parallelgesellschaften. Drittens: das ethische Fundament der liberalen Demokratie und die Frage nach neuen Normen für die Autonomie der Person. Viertens: der grundlegende Wandel des Politischen und seiner Organisationsformen.

Vor diesem Problemhorizont steckt das Individuum in der Falle folgender Zwänge: dem allgegenwärtigen Sog des Ökonomischen, der es einzieht und zur ständigen Steigerung zwingt; der zunehmenden digitalen Virtualisierung der Lebenswelt ohne reale Repräsentation und rückgebundene Haftung; der schleichenden Entmündigung durch den totalen Boulevard im Dienste oligopolistischer Konzerne; die Deformationen der Demokratie und eine zunehmend verloren gehende Teilnahme an Gemeinschaftsritualen in sozialen Kontexten.

45.

Mit der Weltfinanz- oder gar Weltwirtschaftskrise – die eine Krise des Allgemeinen in Gestalt des Ökonomischen, Moralischen, Ethischen und Politischen ist – vollendet sich eine Epoche. Im Moment der höchsten Überreizung setzt, wie immer in der Geschichte, verlässlich die Dekadenz ein. Die Erzählung vom radikalen Individualisten, der sich stets aufs neue erfindet und sich mental wie körperlich auf ein perfekte

Ideal hin optimiert, ist auserzählt. Die Logik der Entgrenzung, der fraglos plausiblen Rationalität permanenter Steigerung, hat sich in ihre Abschaffung hinein verselbständigt. Nun ist das überdehnte Individuum einsam mit der Frage konfrontiert, wer es eigentlich ist, welcher sozialen Identität es angehört, worin es gebettet ist. Es steht in keinen übergeordneten Zusammenhängen mehr, und es gibt keine neuen Zusammenhänge, in deren Gewebe es sich einfädeln könnte. Seine Illoyalität dem Wir gegenüber hat es aller Bindungen enthoben.

Ein spannender Zustand der Neuschöpfung.

46.

Jetzt rächt sich, dass wir jenseits von Investition und Rendite keinerlei Begriff dafür haben, was diesseits liberal bedeuten könnte. Es gehört zur faszinierenden Unfähigkeit westlicher Intellektualität, keine tragfähigen Ideen beisteuern zu können, wie denn die individuelle Freiheit im vergorenen Spannungsfeld zwischen Entgrenzung und Optimierung zurückzugewinnen sei.

Die ökonomischen Theorien und philosophische Erklärungen, die zur Deutung unserer Existenz noch immer bemüht werden, sind Theorien und Erklärungen des Mangels von einst: des Mangels an Freiheit, Wohlstand und Selbstverwirklichung. Mangel-Theorien haben nur einen klaren Begriff davon, was sich ihnen zufolge ändern müsste: der Arme müsste am Wohlstand partizipieren, der sozial Ungleiche einen Zugewinn an Freiheit erhalten, der Fremdbestimmte größere Autonomie gewinnen.

Wir aber müssen vom Zeitalter der Fülle aus rechnen. Freiheit, Wohlstand, Selbstbestimmung – all das war da und war es in großer Fülle. Mit Fülle und Reichtum umzugehen ist eine große Kunst, seinem Verfall in der Krise vernünftig zu begegnen die große Herausforderung für die nächste Gesellschaft. Der Verlust von Erreichtem ist sozialpsychologisch betrachtet ja kränkender als das Nicht-Erreichen von ehrgeizigen Zielen.

Keine der Voraussetzungen, die selbst den Durchschnittsbürgern der Gegenwart ein vor hundert Jahren noch unvorstellbares Maß an Freiheit und

Wohlstand, Bedürfniserfüllung und Gesundheit ermöglicht haben, ist heute, im Angesicht des Exzesses der Exzesse, falsch: Individualismus, persönliche Freiheit, verantwortliches Selbst, Chance wie Pflicht zur aktiven Teilnahme am Prozess der Demokratie, Streben nach Verbesserung, sozialer Aufstieg und Wachstum. Was fehlt, ist Rückbindung.

47.

*Um den unfreien Einzelnen einzuhegen, muss ein neues Narrativ gefunden werden. Ein Narrativ ist eine transzendierende Meta- Erzählung, eine Art Epos, das von der sozialen Identität einer Gesellschaft erzählt. Der Nachkriegsmythos *Wirtschaftswunder* ist, wenn nicht bereits in den 1970er Jahren, spätestens jetzt passé, der Mythos *Wohlstand für alle* intoniert die Melodie der *tempi passati* der 1980er und 1990er Jahre. Das Narrativ von der *friedlichen Revolution der Vereinigung* hat als gesamtdeutscher Mythos nicht getragen. Und morgen?*

Es ist Zeit nicht für eine abermalige geistig-moralische, sehr wohl aber für eine geistig- Wende. Jeder Einzelne ist aufgerufen, sich diskursiv an der Neubegründung dieses Narrativs zu beteiligen. Das Ziel der kommenden Jahre sollte sein, eine Charta des Gemeinwohls zu verfassen, in dessen Zentrum der Begriff *Rückbindung* steht.

Kernsorge jeder Neubestimmung des Verhältnisses von Individuum und Gemeinschaft bleibt die Verhinderung von Gewalt und ihren archaischen Kreisläufen aus Rache und Ressentiment. Es geht längst nicht mehr um sogenannte „Rettungspakete“, „Schutzschirme“ und „Konjunkturprogramme“. Es geht darum, Prinzipien, die unserem Denken und Handeln zugrunde liegen sollen, neu zu synchronisieren. Eine der größten Herausforderungen für die Ethik der nächsten Gesellschaft müsste in der Definition dessen zu bestehen, was das Individuum zur „Person“ macht und wie eine Gemeinschaft autonomer Bürger organisiert werden könnte. Die Koordinaten und Grenzen der

„Person“ und ihrer Autonomie sind mittlerweile derart verschwommen, dass der Reflexionsbedarf enorm ist. Wenn das erklärte und erwünschte Ziel jeder aufgeklärten Gesellschaft ihre unablässig fortgeschriebene Selbstaufklärung ist, scheint es keineswegs schädlich, zu Beginn eine neue *Wir-Norm* zu entwickeln. Diese *Wir-Norm* leiht dem Verbund atomisierter Individuen ein operatives Subjekt sowohl wie ein Ziel, sonst würde Aufklärung um ihrer Selbst willen geschehen und ins Leere laufen. Es liegt im Verständnis dieser Streitschrift – die naturgemäß skizzierend anstoßen und keineswegs systematisch ausführen will – dass das Wesen des Menschen, wie Jean-Jacques Rousseau definierte, in der Freiheit besteht. Also wird es darum gehen, den Begriff Freiheit neu zu deklinieren. Freiheit kann nicht mehr Freifahrt sein, Abschöpfung bis zur Raserei zu betreiben, um sich dann, nach Gefährdung aller anderen Verkehrsteilnehmer, inmitten einer Massenkarambolage in zerknäulten Leitplanken wiederzufinden. Freiheit kann nur die substantielle Freiheit zur geschwindigkeitsbeschränkten

Wertschöpfung sein. Wertschöpfung, wenn man es pathetisch will, ist Schöpfung am Menschsein durch das, was dem Menschen zuträglich und gut ist.

Wertschöpfung ist das Hervorbringen, das Herstellen und Durchführen von *Wert in Zeit*. Wertschöpfung impliziert immer auch Rückbindung. Rückbindung heißt nicht Rückkehr zu Religion und Gottesglaube, sondern heißt wechselseitige Teilnahme am Prozess einer gemeinsam entworfenen Statik.

48.

Das Individuum, das sich in Tradition stellt, muss nicht notwendigerweise konservativ sein. Konservatismus pflegt zwar das Bekenntnis zur Tradition, wenn Tradition die erhaltenswerte Wertschätzung von Wissen, Urteilen, Erfahrungen ist, kurzum: von moralischen Prinzipien über eine lange, verlässliche Zeit hinweg, die zu einer fraglos plausiblen Weisheit führt, welche irgendwann als „Wahrheit“ fungiert.

Ist das wir-entledigte Ich ein unmoralisches? Hilft uns Moral heute weiter?

Moralen im herkömmlichen Sinne verhandeln stets Kategorien wie „Schuld“ oder „Erlösung“, die von einer höheren Instanz oder Institution erklärt und ausgelegt werden müssen. Sie sind Beschwörungen wertkonservativer Idyllen und verheißen an klare Bedingungen geknüpfte Absolution. Gerichtet wird rückwärtig von einem Standpunkt höherer Weisheit aus, wobei weder klar ist, wer wen nach welchen Maßstäben richtet, noch wodurch die je höhere Weisheit legitimiert ist, noch von welchem erhobenen Podest aus sie verkündet wird. Moralen als kollektive Wertvorstellungen einer bestimmten Epoche sind eng an jene gebunden, die diese Wertvorstellungen befördern. Die Geschichte zeigt, dass wertgebundene Imperative meist durchs Machtinteressen konfiguriert sind und nicht zur qualitativen Arbeit an der Freiheit beitragen. Moralen sind das Gegenstück zu Argumenten. Sie verfolgen die Agenda einer anscheinend richtigen Ordnung, die deswegen höher ist, weil sie im Besitz transzendenter Wahrheit darüber ist, wie *das Leben* an

sich beschaffen und was gut oder schlecht für dieses Leben ist.

Ist nicht die historische Genialität der Freiheit gerade darin zu sehen, dass sich der Einzelne selbst aus den Fängen aller Moralen befreit hat? Moralen bemühen scheinbar fraglos plausible Rationalitäten vergangener Zeiten. Sie bieten *einen* Modus der Rückbindung an.

Weder taugen sie als Korrektiv für die Zukunft noch sind sie in der Lage, Regeln zugunsten neuer Strukturen progressiv zu ändern. Folgen von Fehlentwicklungen, ob unerwünscht oder nicht, lassen nicht durch einen höheren Aufwand an Moral korrigieren, sondern nur über eine Veränderung des Regelwerks, das für alle gilt.

Wer in Angesicht von Dekadenz und Implosion nach Moral ruft, will nichts mehr als den Rückgriff auf herkömmliche Rezepte, die durch die Realität insofern desavouiert sind als sie auf dieselbe nicht einwirken konnten.

Da Rückbindung unter anderem auf den lateinischen Ursprung des Wortes re-ligio zurückzuführen ist – und zwar im antiken Sinne der Rück-Versicherung der

eigenen Tugend zur Frömmigkeit – und Religionen als solche in der Tat Rückbindungen an transzendente Größen vorsehen, ist jede Form der Verbindlichkeit, die einer neuen sozialen Ethik zugrundeliegt, eine Art religiöse. Das bedeutet keineswegs, dass sie eine konfessionsgebundene, also katholische, protestantische oder evangelikale ist. Es sind auch nicht-konfessionelle Arten eines Gemeinschaftsethos zu denken, um dem Zerfall der Gesellschaften entgegenzuwirken.

Da wissenschaftlich keineswegs eindeutig geklärt ist, was genau eigentlich „Religionen“ sind, wodurch sich „Religion“ im Gegensatz zu „Religiosität“, der individuellen Spiritualität eines Menschen, eindeutig definiert, wäre es nicht unklug, unter dem Begriff Religion ein Set an Vorstellungen zu verstehen, die menschliches Denken und Handeln über vorschreibende Normen steuern. Bisher mag es so sein, dass die konfessionelle Religionen einen Anspruch auf Alleinvertretung moralischer Normen im Verhalten der Mitglieder einer Gesellschaft zueinander reklamieren. Kirchliche Religion gilt als Inkorporation des

Moralischen schlechthin, mehr noch: Kirche macht seit jeher Moral, und die höchste dazu, ohne diese Moral erklären, rechtfertigen oder beweisen zu müssen. Nicht allein weil die römisch-katholische Kirche als höchste Institution in erster Linie die Repräsentation repräsentiert und nicht mehr den einzelnen Menschen in seiner jeweiligen Lebenswelt, müssen in der nächsten Gesellschaft die ethischen Vorstellungen, die in ihr gelten, ohne Bezug auf die reine Repräsentation einer übergeordneten Größe durch sie, die Gesellschaft in Verständigung miteinander, verhandelt werden. Wenn es um steuernde Normen geht können es genauso gut auch sozial konstruierte sein. Dann sind sie durch Menschen selbst bestimmt, und da die Menschen dialogisch verfasste Wesen sind, sind sie permanent gezwungen, Erzählzusammenhänge zu finden und erfinden, um eine soziale Identität zu entwickeln. Wer sich auf herkömmliche Moralkonzepte beruft, macht es sich zu leicht.

Nach der Suspension der Realität zugunsten einer virtuellen Wirklichkeit geht es künftig um reale Bindung.

Die Möglichkeit eines Sets an von den Menschen geschaffenen Normen ist ein passables Scharnier, von dem aus sittliche Grundlage dessen geschaffen werden kann, was man Wir-Prinzip oder Wir-Norm nennen könnte. Bindungen setzen den Bezug zu etwas voraus. Der Bezug zu etwas oder jemandem stellt ein Verhältnis her. Sich so oder so zu diesem Verhältnis zu verhalten ist eine Frage des individuellen Ethos. Das individuelle Ethos beschreibt das Verhältnis des Individuums zur Gemeinschaft, indem sich der Einzelne entweder zur Gesamtheit oder zum Anderen konstruktiv verhält und dieses Verhältnis durch sich repräsentiert. *Wie* er sich verhält, ist damit noch nicht festgelegt, nur *dass* er sich verhält. Diese Einsicht ist heute nicht mehr allgemeingültig. Anerkennen wir den Anderen als gleichwertiges Mitglied einer *Wir-Norm* oder ist er uns herzlich egal?

Zu suchen sind die Bedingungen für jene Norm, die dem Einzelnen das Höchstmaß an Individualität belässt und

ihn dennoch zur Rückbindung an die Gemeinschaft verpflichtet. Diese Bindung ist eine bejahende und geht weit über die rein bürokratische der Steuerzahlung, des Urnengangs am Wahltag oder den Sozialabgaben für den Generationenvertrag hinaus. Letzterer setzt auf Nachhaltigkeit, ohne es explizit zu wissen: Jeder investiert heute in die Gesellschaft, auf dass die Gesellschaft später in sein Leben investiert.

Das normative *Wir-Prinzip* der nächsten Gesellschaft könnte so lauten, wie es der große Philosoph des Liberalismus, John Stuart Mill, in seiner Schrift „Ob Liberty“ 1859 mustergültig definiert hat: „Dies Prinzip lautet: dass der einzige Grund, aus dem die Menschheit, einzeln oder vereint, sich in die Handlungsfreiheit eines ihrer Mitglieder einzumengen befugt ist, der ist: sich selbst zu schützen. Dass der einzige Zweck, um dessentwillen man Zwang gegen den Willen eines Mitglieds einer zivilisierten Gemeinschaft rechtmäßig ausüben darf, der ist: die Schädigung anderer zu verhüten. Das eigene Wohl, sei es das physische oder das moralische, ist keine genügende Rechtfertigung. Man

kann einen Menschen nicht rechtmäßig zwingen, etwas zu tun oder zu lassen, weil dies besser für ihn wäre, weil es ihn glücklicher machen, weil er nach Meinung anderer klug oder sogar richtig handeln würde.“

Zu bestimmen ist jetzt der *Soziatsinn* des Einzelnen, wenn jeder Einzelne den gleichen Wert an sich besitzt, ohne dass die Zuschreibung von Wert an äußere Bedingungen, Leistungen oder moralische Bekenntnisse geknüpft ist. Womöglich hilft an dieser Stelle die Kategorie der *Repräsentation* weiter. Repräsentation begreift persönliche Verantwortung für sich durch sich – als Ver-Antworten auf die Frage nach dem Wert der eigenen Person für die Gesellschaft.

Verantwortung berührt das persönliche Ethos insofern, als ich mich zu mir und den Verhältnissen, die mich einbetten, so verhalte, dass die Ausübung meiner Freiheit die Freiheit des Anderen weder einschränkt noch in Frage stellt. Sollte das geschehen, bin ich mit meinem Namen für die Verletzung der *Wir-Norm* haftbar. In die Praxis umgesetzt ist Verantwortung nicht anderes als die Bereitschaft, grundsätzlich für Konsequenzen

einzustehen, die noch unbekannt sind, also die persönliche, mit dem Namen gekennzeichnete Haftung für Folgen zu übernehmen, die aus der Anwendung von individueller Freiheit entstehen könnten, es aber nicht notwendig müssen. Niemand kann vorhersagen, ob Ziele erreicht werden oder nicht; wer frei handelt, handelt stets im Einzugsbereich des Risikos. Wer nicht riskiert, wagt nicht. Wer nicht wagt, ist nicht frei.

50.

Um das Unbehagen an der Zukunft zu minimieren und dem sozialen Verfall entgegenzuwirken, müsste es gelingen, den Begriff des Bürgers neu zu bestimmen. Für eine tragfähige Wir-Norm ist dieser veränderte Bürger-Begriff unabdingbare Voraussetzung. Wählen wir als Ausgangspunkt einer neuen kollektiven Identität das historisch herausgeschälte freie und selbstverantwortliche Individuum zum Maßstab eines Bürgers der nächsten Gesellschaft, wird jeder Einzelne als repräsentativer Vertreter seiner selbst und der Gemeinschaft verstanden. Jeder Mensch setzt sich in ein

Verhältnis zu sich und dem Kontext, in dem er lebt. Er muss sich mit dem Verbund, an den er sich rückbindet, synchronisieren. Um die Art und Weise der politischen Organisation dieser Synchronisierung wird es in der nächsten Gesellschaft gehen.

Der Bürger der nächsten Gesellschaft wird einen anderen staatsrechtlichen und gesellschaftspolitischen Status haben als der Bürger des 20. Jahrhunderts. Heterogenität und Diversität werden die Merkmale der kommenden Epoche sein. Homogene Einheiten wie „Volk“, „Leitkultur“ oder „Partei“ spielen auf lange Sicht kaum noch eine Rolle. Um zu überleben, wird der Einzelne Toleranz und Respekt gewähren müssen, um beides einfordern zu können. Er wird sich in dichteren Räumen an globalen Horizonten bewegen, das Verschiedenartige als Herausforderung begreifen und von anderen Kulturen, Auffassungen, Bewältigungsstrategien und Lebensführungsregeln lernen müssen, weil ständig wechselnde Konstellationen ihn dazu herausfordern. Vor der Kulisse der Globalisierung aufgewachsen, wird er es als normal, wenn nicht unumgänglich empfinden,

ständig unterwegs zu sein und geografische wie kulturelle Grenzen zu überschreiten, um die individuellen überschreiten zu können. Der Bürger der Zukunft wird in flexiblen Netzwerken aufwachsen und in der Vernetzung verleibt sein. Netzwerke bringen sich stets aufs neue hervor: als komplex verwobene Muster in dauernder Dynamik. Mancher Bürger der nächsten Gesellschaft wird folglich zum Pendler zwischen mikrosozialen Einheiten, mancher als Nomade auf der Suche nach Modulen, an die er andocken will. Internationalität ist keine Bedrohung, sondern Normalfall, Interdisziplinarität anerkannte Verständigungsweise und Mehrsprachigkeit unhintergehbare Voraussetzung einer komplexen Vernetzung und Koexistenz von Modulen. Der Bürger der nächsten Gesellschaft verkörpert in repräsentativer Verantwortung die Wir-Norm seiner Gemeinschaft. Seine Partizipation an ihr geschieht aus Eigeninteresse. Mehr Gemeinschaft wagen heißt mehr Autonomie schaffen. Weder das Ius Sanguinis, das Abstammungsprinzip noch das Ius Soli, das

Geburtsortprinzip, sind für die soziale Identität der nächsten Gesellschaft und die Verleihung des Staatsbürgerrechts tauglich.

Die Wir-Norm hat wenig mit bajuwarischer *Mir-san-mir*-Folklore und noch weniger mit der Peinlichkeit eines *Wir-sind-Papst*-Pathos zu tun, als vielmehr mit dem Versuch, ein Projekt zu entwerfen, das jenseits aller bekannten, entweder historisch aussortierten oder kulturell rückständigen Beispiele die Vision einer Gemeinschaft neuer Bürger verfolgt. Die *Wir-Norm* setzt den Respekt vor der Freiheit des Anderen voraus, die keine Freiheit mehr ist, wenn er, der Andere, durch mein Handeln geschädigt wird. Diese Fremdschädigung verletzt das Prinzip der eigenen Freiheit, die immer dort endet, wo sie die Freiheit des Anderen einschränkt. Genau das ist in der Finanzmarktkrise geschehen, als Verantwortung verschoben, verlagert, auf das *Andere* übertragen und durch Entkopplung von Haftung und realem Gut virtualisiert wurde. Wer mit Eigenkapital oder mit eigenem Namen haftet, agiert vor- und

umsichtig. Er agiert im besten Sinne ethisch. Er arbeitet an Loyalitäten.

51.

Starke Bindungen hängen von langen Zusammenhalten ab und die wiederum von bewährtem Vertrauen, das wiederum von der Loyalitätsbereitschaft des Einzelnen.

Die Ermattung der herkömmlichen Institutionen (namentlich der Gewerkschaften, Kirchen und Parteien) unter der Logik der Entgrenzung kommt einer Ermattung der Loyalitäten unter der Logik der Optimierung gleich.

Das freie Individuum, das als unternehmerisches Selbst ein flexibles Ich zu werden hatte, ist letztlich illoyal.

Jedes unternehmerische Selbst ist sich per definitionem selbst am nächsten. Gewinnt es Vorteile durch den Exzess, wird es sich überdehnen. Aus existentieller Angst vor dem Scheitern wird es nur solange loyal sein, wie es opportun erscheint.

Der Mensch aber, damit er Person, ein politisches und zugleich sozialverträgliches Wesen sein kann, benötigt dauerhaft das Gefühl von Loyalität. Kein Gut, das weiß

jeder Demoskop, ist wertvoller als das Vertrauen des Wählers, das er langfristig verleiht. Vertrauen ist die einzig konvertible Währung, die einem demokratischen Staatsbürger zur Verfügung steht. Vertrauen ist das „Geld“, das er zur Verfügung hat, Preise und Werte zu bestimmen, eine Art Kredit, den er vergibt in der Hoffnung, dass seine Investition reife Früchte tragen wird.

Wer einen Kredit vergibt, vergibt einen Vertrauens-Vorschuss. Ohne Vertrauen ist ein Kredit nicht möglich.

Das Wort *Kredit* entstammt dem Lateinischen und ist geistig eng an das christliche *Credo* gekoppelt ist: „Ich glaube *an...*“ Wer *an* etwas oder jemanden glaubt, stellt ihn in seine Schuld. Insofern ist die Vergabe eines Kredits ein religiöser Akt der Rückbindung an eine Person, die dadurch in der Schuld steht, das Vertrauen zu rechtfertigen.

Kein kulturelles System funktioniert ohne Vertrauen, und Vertrauen stellt sich nur über Zeit her. Wenn der Kredit die Leihe von Geld und also Vertrauen auf Zeit ist, verbunden mit dem Zins, der in der Zeit wächst, –

dann ist *Zeit* gewissermaßen selbst Kapital und nicht mehr nur die abstrakte Maß-Einheit einer sozialen Übereinkunft dessen, was wir Sekunden, Minuten, Stunden, Tage nennen.

Das sind bereits erste Skizzen einer praktischen Ethik der nächsten Gesellschaft, die sich wesentlich dialogisch versteht: Sobald das Ich vom Du gebraucht wird, verantwortet es sich dem Anderen gegenüber im Wir. Es wird gewinnt Selbstwert durch die eigene Verlässlichkeit für Andere. Durch Vertrauen kann es der Angst, austauschbar, ersetzbar, für den Anderen oder das Ganze nicht nötig zu sein, entgehen. Selbstbestimmung muss den Anderen so sehr im Blick haben wie das eigene Selbst. Selbstbestimmung auf Kosten anderer ist Freiheitsberaubung und also selbst keine Form der Freiheit.

Wie ist es zu bewerkstelligen, dass Loyalität als Wert an sich gegenüber der Gemeinschaft gilt? Wie sind dauerhafte soziale Beziehungen aufrechtzuerhalten? Auf welches ethische Fundament wollen WIR eine neue kulturelle Ordnung bauen? Und inwieweit ist

individuelle Freiheit noch länger das Fundament einer rechtsstaatlichen Demokratie?

Die Gefahr ist nicht von der Hand zu weisen, dass atomisierte, illoyale Individuen, die keinen Wert an sich mehr haben und in keinerlei Gemeinschaftsgefühle gebettet sind, leicht instrumentalisierbar sind. Für die ökonomische Realität nutzlos gewordene Individuen betreiben mit oder wider Willen die Erosion des sozialen Friedens, vielleicht sogar die Entstehung sozialer Frontlagen bis hin zu denkbaren Bürgerkriegen, die umso härter ausfallen könnten, je weniger die Bürger der Überzeugung sind, im Anderen sich selbst zu erkennen.

52.

Die ökonomische Realität der Optimierung hat das zentrale Anliegen der gesamten bürgerlich-humanistischen Tradition ignoriert und geschliffen: dass nämlich jede freie (das heißt nicht-despotische) Regierungsform einer starken Identifikation von Seiten ihrer Bürger bedarf. Das setzt voraus, dass die Bürger einen starken Sinn für die Zugehörigkeit zu ihrem

Gemeinwesen haben. „Dieses Solidaritätsgefühl“, meint der dem Kommunitarismus nahestehende kanadische Philosoph Charles Taylor mit Recht, „ist Bestandteil der ursprünglichen Bedeutung von ‚Patriotismus‘.“

In Deutschland ist das Wort ‚Patriotismus‘ nachhaltig stigmatisiert, was mit einer diffus emotionalen Reaktion auf den Verhängniszusammenhang des Dritten Reichs zu tun hat, denn Patriotismus und Nationalismus sind zwei völlig unterschiedliche Sachverhalte. Nationalismus ist eine Fiktion, Patriotismus ein Gefühl. Er wird gerne denunziert als raunende Beschwörung der Besinnung auf das Germanisch-Eigene, die von geneigten Göttern beschützte Heimat, auf Leitkultur als Trotz gegen Dekadenz, Nihilismus und den globalen Lebensstil. Es kommt der Absicht zur Diffamierung gleich, jemandem, der sich im Sinne einer Zugehörigkeit zum Gemeinwesen als patriotisch bezeichnet, mit der Shoah und der Ermordung von sechs Millionen Juden in Verbindung zu bringen. Zumal ein sehr deutsches Verständnis von Patriotismus sich gerade dadurch definieren könnte, dass *der Patriot* durch beständige

Arbeit am Erbe der Schuld, durch Erinnerung und Aufklärung, Unterricht und Gedenktageskultur ein positives Verhältnis zu ebenjenem, *seinem* Staat aufbaut, der mit einer noch nie dagewesenen Gründlichkeit und Vorbildlichkeit der Verwaltung und Wachsamkeit den Diskurs über Täter- wie Opferidentität permanent revitalisiert. Warum soll derjenige nicht auch stolz auf ein Land sein dürfen und können, das die Aufarbeitung, die Selbstverpflichtung zur Mahnung und steten Rückbezug auf die Katastrophe 1933 folgende bis heute als große kulturelle Sühneleistung betrachtet und durch öffentliche Politik ritualisiert?

Es gehört zu jenen Merkwürdigkeiten im deutschen Selbstverständnis, dass wir, die Nachgeborenen, in der Beugehaft der kulturellen Erbschuld, nicht die Freiheit besitzen, konstruktive Zukunftsentwürfe zu liefern, ohne bei der Vergangenheit Abbitte zu leisten. Niemand, der bei Verstand ist wird die Shoah in Frage stellen. Wer dennoch derlei Unverstand aufbietet, soll und muss, nach der prinzipiellen Erlaubnis zur Äußerung seiner Meinung, sozial geächtet werden und sich, verstößt er

gegen geltendes Recht, juristisch verantworten. Natürlich instrumentalisieren Rechtsradikale und Neofaschisten patriotische Sehnsüchte für ihre widerwärtigen Zwecke, aber es wäre fatal, den Umkehrschluss zu behaupten: Man muss nicht rechtsradikal oder auf verhängnisvolle Weise gestrig sein, nur weil man zu jenem Land, in dem man lebt, ein positives Verhältnis haben will. Gemeinwohl und Gesellschaft funktionieren nur, wenn die Bürger eine bejahende Beziehung zu dem Gemeinwesen ausprägen, in das sie eingewoben sind. Ohne affirmative Bestätigung seiner Bürger kann kein Land dauerhafte und beständige Legitimation generieren. Kurzum: Dem Patriotismus neofaschistische Neigungen zu unterstellen ist eine Form wohlfeiler Selbstgerechtigkeit und dient als Legitimation zur Absicherung des eigenen dogmatisch-bequemen Geheges – ohne Rückbezug zur Wirklichkeit einer Ordnung, von deren immer wieder reproduzierter Friedlichkeit die Untersteller durchaus bestens profitieren.

Wie stärkt man ein Gemeinwesen, das durch den verabredeten Verzicht auf seine symbolische Repräsentation in seiner Wahrnehmbarkeit prinzipiell geschwächt ist, wodurch es, was der Publizist Karl-Heinz Bohrer „Provinzialismus“ genannt hat, ein nur sehr vages positives Verhältnis zu sich selbst entwickeln kann? Man stärkt es sicher nicht durch alte Symbole, Rituale oder durch Codes chauvinistischer Breitbeinigkeit, sondern durch Geist, Wohl und der sozialen Identität seiner Bürger.

53.

Mit einer schauerhaften Faszination darf festgestellt werden, dass ein Phänomen an die Stelle so gut wie aller Selbstbegründungsideen getreten ist, das sich in den vergangenen Jahren zu einer Identitätsprothese der deutschen Gesellschaft entwickelt hat: Fußball. Fußball ist das, was die Bevölkerung über alle Schichten, Klassen, Milieus und Konfessionen hinweg zu einem imstande ist und keinerlei sophistische Überhöhung benötigt. Mittlerweile okkupiert die Fußballindustrie –

im Verbund mit der Medien- und Entertainmentindustrie ein Komplex mit veritabler Macht– das ganze Jahr über den öffentlichen Raum, befeuert und vorangetrieben von einer spätpubertär verzückten, so gut wie flächendeckend maskulinen Journalistenschar in Fernsehen, Funk und Print. Die simple Aufzählung oft kriegerisch angekündigter Ereignisse sollte die Hypertrophierung des Fußballs als panem-et-circenses im Circus Maximus der späten Moderne unter Beweis stellen: DFB-Pokal-Qualifikationsspiele, DFB-Pokal-Achtel-Viertel-Halbfinals sowie das Endspiel; Erste Bundesliga Samstag, Sonntag, Dienstag, Freitag; 2. Bundesliga, 3. Liga; Champions League-Qualifikation, Champions League-Viertel-, Halbfinals und Finale, UEFA-Pokal-Qualifikation und UEFA-Pokal-Viertel-, Halbfinale und Finale; Nationalmannschaftsfreundschaftsspiele; Nationalmannschaftstestspiele, Nationalmannschafts-Qualifikationsspiele für die Europameisterschaft (etwa 10); Nationalmannschafts-Qualifikationsspiele für die WM (etwa 10); Nationalmannschaftsspiele während der Europameisterschaft (alle vier Jahre drei Wochen),

Nationalmannschaftsspiele während der Weltmeisterschaft (alle vier Jahre vier Wochen, im Zweijahresrhythmus zur EM versetzt), Nationalmannschaftsspiele während der Olympischen Spiele (alle vier Jahre), neuerdings U17, U21 und U23-Nationalmannschaftsspiele sowie Frauenfußball-Bundesliga und Frauenfußball-DFB-Pokal, im Winter diverse Hallenturniere, samt Spiele, Ausschnitte und Interviews. Dazu Vorbereitung und Nachbereitung jeden einzelnen Spiels der Fußball-Bundesliga von September bis Mai in allen Boulevard- bis Qualitätszeitungen, Einschätzungen der Fußballreporter, Interviews, Berichte über ausländische Ligen in England, Spanien, Italien, Abschiedsspiele verdienter Fußballer. Im Fahrwasser der Spielberichte, Analysen, Interviews fallen sodann die Themen des Umfeld an: persönliche Geschichten, Homestories und Berichte und Analysen zwischenmenschlicher Streitigkeiten im Rang einer Staatsaffäre wie etwas die Frage, wann der Nationalmannschaftskapitän und der Bundestrainer einen Gesprächstermin finden würde, ihre Differenzen

auszuräumen, die Ende 2008 ganze fünf Wochen in höchst erregter Aufmerksamkeit statt, zum Teil mit Meldungen auf Seite 1 überregionaler Qualitätszeitungen. Dazu kam die flankierende Berichterstattung über den Zwist des Nationalmannschaftskapitäns mit dem Nationalmannschaftsmanager, Frust sowie Rauswurf eines Stürmers aus der Nationalmannschaft und Frust eines verdienten Mittelfeldspielers.

Es ist eine erstaunlich radikale Kreativität am Werke, den Begriff *Sport* Woche für Woche auf eine einzige Disziplin zu reduzieren. Schließlich ist nicht bekannt, dass sich Bevölkerungsgruppen, die stante pede Millionengehälter für Manager kritisieren, ereifern würden, wenn Fußballspieler für 10, 20 oder 30 Millionen Euro den Verein wechseln, was eine Form modernen Menschenhandels ist. Das Meiste davon dürfen wir, wenn nicht live, so in verschiedenen Variationen, als Aufzeichnung oder Ausschnitt, sodann als Meldung und in größeren Reportagen, hernach über Interviews und Analysen in einer aberwitzigen

Endlosschleife zu uns nehmen, während andere Sportarten und ihre Großereignisse keine oder ein klein bisschen Aufmerksamkeit erhalten.

Womöglich hat dies damit zu tun, dass der Fußball die spätmoderne Mythenmaschine des Alltags ist. Durch das Fußballspiel wird die Reanimierung, Weiterführung und Perfektionierung des Mythos vom Helden, der Gemeinschaft, der virtú und der Nation zum massenkompatiblen Epos.

Der Fußball vollbringt eine kulturelle Transferleistung. Während einer Weltmeisterschaft wird stellvertretend die Rangordnung der Völker festlegt. Das Spiel ist Simulation der Schlacht, die Mannschaft Surrogat der nationalen Armee. In der realen Schlacht wie im Spiel geht es um Taktik, Strategie und Teamgeist. Blut wird nicht vergossen, nur Schweiß und manchmal Tränen.

Unter emotional rührenden Fanfarenstößen laufen die in eindeutig unterscheidbare Uniform gekleideten Kämpfer ein. Die Masse jubelt ihnen zu wie einst den Gladiatoren, und mit diesem Jubel bejubelt sie sich selbst. Fußball ist die spielerische Domestizierung des Krieges. Der

Mannschaftskapitän ist Heerführer, die Bekreuzigung beim Betreten des Rasens die religiöse Anrufung um göttlichen Beistand. In der geschützten VIP-Lounge sitzen, wie einst der römische Kaiser auf seinem überdachten Thron, die Könige und Politiker der Boulevardepoche. Die deutsche Sehnsucht nach einem *Kaiser* versteigt sich sogar zur Identifizierung desselben mit dem *Helden* Beckenbauer. Die Verunglimpfung einstiger Titel wie Kaiser und Held für Fußballspieler ist ein denkwürdiges, aber funktionierendes Geschäft.

Der Lohn der Götter drückt sich aus in Millionengehältern und Prämien und in der Erhebung der Spieler zu Helden. Mit dem Fußball wandelt sich der antike Mythos zum modernen. Den Platz der Götter hat ein profaner Verbund aus Verbänden übernommen: Massenmedien im Verein mit Funktionseleiten, die die Vergöttlichung des Fußballs, von dessen Vergöttlichung sie zehren, organisiert betreiben. Die Mythendauer ist gebunden an das Prinzip der Aufmerksamkeit, dieses an die Verwertbarkeit des Fußballs für Medien und Verbände.

Das Stadion bietet die antike Arena der Gegenwart. Es hat religiöse Dimension als Tempel, in dem zugleich Mannschaften, Träume, Sehnsüchte und Ambitionen geopfert und angebetet werden. Das Spiel im Stadion als Tempel der Moderne ist ein Bühnenfestspiel und erhält seine Weihe durch die Rezeption von Millionen Zuschauern. Im Fußballspiel inszeniert sich die religiöse Dialektik von Fall und Auferstehung. Durch das Foul des Gegners fällt der Held als Opfer, windet sich vor Schmerz, erhebt sich wieder und verlässt den Opferzustand, um als wiederauferstandener Held vom Gegner erneut gefällt zu werden. Entscheidend ist die Möglichkeiten zur emotionalen Teilhabe an Fall und Wiederauferstehung des Helden. Die Strafe des gerechten Gottes ist die gelbe oder rote Karte des Schiedsrichters für den Täter eines Übels, das den moralischen Konventionen nicht entspricht. Fußball im Stadion ist ein außermoralischer Bereich. Sittliche Regeln sind durch den Wert des Spiels bewusst außer Kraft gesetzt. Der Schiedsrichter scheidet als irdischer Richter göttlicher Vorsehung nicht nur; er

entscheidet auch über Sieg und Niederlage und über die Bedingungen der höchstmöglichen Simulation des existentiellen Kampfes: des Duells.

Das Elfmeterschießen ist die Reinform des antiken Mythos in seiner höchsten Verdichtung als Duell. Zwei potentielle Helden stehen sich im Duell gegenüber. Einer wird siegen. Die Regeln sind durchschaubar, verständlich und von den Armeen, den Mannschaften, respektiert. Der Elfmeter ist als allgemein anerkannte Strafe der Todesstoß für das Opfer, das im Halten des Balles zugleich seine letzte Chance erhält. Verschießt der Schütze erleidet die Mannschaft den symbolischen Tod.

Der Konsum eines Fußballspiels ermöglicht die Erlösung von der erzwungenen Individualität. Die Flucht ins Heldenhafte ist auch der willkommene Regress ins Herdenhafte eines sich unabhängig von persönlichen Eigenschaften bildenden sozialen Gemeinschaft. Durch die passive Teilnahme am Fußballspiel wird das ICH zum WIR im Ausnahmezustand. Das Fußballspiel, zum

Turnier organisiert, ist das größtmöglich denkbare Gemeinschaftserlebnis als Spracherlebnis. Die Grammatik des Fußballs ist universal, die Regeln sind überall auf der Welt nicht nur gleich, es sind dieselben. Jede Mannschaft auf jedem Kontinent besitzt elf Spieler. Jede Kultur kennt das Abseits. Für jede Mannschaft ist das erzielte Tor das Ziel. Im Modus der Fernsehausstrahlung erhält die Grammatik des Fußballs einen universell gültigen Kommunikationswert: Das Fußballspiel ist die weltweit allen Völkern und Ländern ausgestellte Lizenz zum Rauscherlebnis und zur Stiftung einer eigenen Identität. Es bedient die psychische Disposition für seelische Beheimatung und Abgrenzung. Der Einzelne kann für und gegen etwas sein. Im Für-Sein bildet er eine positive, im Gegen-Sein die negative Identität aus. Positive wie negative Identitätsmöglichkeiten sind maßgeblich für das unmittelbare und mittelbare Weltverhältnis: man ist gegen den Gegner und explizit gegen den Rest; und zugleich für den Nukleus der eigenen Gemeinschaft, die

aus der Verschmelzung von ICH und Mannschaft besteht.

Der Einzelne steckt in vielerlei Zwangsgemeinschaften, die er für sich nicht gewählt hat. Er ist Teil der Nation, der Europäischen Union, der Nato, der UNO. Mit welcher Zugehörigkeit er seine Identität verknüpfen möchte kann er fast nur noch in der freien Wahl seiner Mannschaft entscheiden. Diese Entscheidung ist verantwortungsfrei, sie hat keiner weiteren sozialen Konsequenzen; persönliche nur im Rausch oder der Trauer.

Das Spiel schöpft zum einen ein Ethos des Siegers: gewinnt sein Team, gewinnt auch der Einzelne. Er ist klarer Sieger und erhebt sich über den klaren Verlierer. Klarheit, Eindeutigkeit ist eine ungeheuere Entlastung, der Aufstieg zur metaphysischen Dimension des Sieges eine von keinem Staat, Gesetz, Vereinbarung, Arbeitgeberlaune, Intrige beeinträchtigte Reinheit des Gefühls ohne Verdacht auf irdische Hinterlist.

Zum anderen schöpft das Spiel das Ethos der Verlierers: unterliegt seine Mannschaft, kann der Einzelne sich

Emotionen gestatten, die im Arbeitsleben und in der sozialen Umgebung als verpönt, schwach und unfruchtbar gelten. Er kann das Ventil zur emotionalen Tiefenschicht öffnen und stellvertretende Trauerarbeit leisten. Die Tränen über die Niederlage sind auch Tränen über ungünstiges Schicksal. Das Leid des einzelnen Anhängers wird teilbar mit dem Leid des ganzen Anhangs und ermöglicht positive Gemeinschaft über negative Erfahrung. In der Teil- und Mitteilbarkeit des eigenen Leids tritt eine der grundlegendsten, meist verschütteten menschlichen Eigenschaften zutage: Empathie. In der Tröstung des Anhängers offenbart sich das Humanum: Liebe und Mitleid mit der Kreatur in der Demütigung, vollzogen durch kommunikative Zuwendung.

Das Selbstmitleid des Einzelnen wird ebenso zum Mitleid mit der Mannschaft. Im Leid sind Mannschaft und Einzelner auf tiefster emotionaler Ebene gemeinschaftlich vereint. Mitleid mit der Mannschaft ist zugleich Herdenleid, das dem Einzelnen ein emotionales Maximum ermöglicht. In der Niederlage bieten sich dem

Einzelnen also über Empathie und Mitleid zwei elementarmenschliche Gemeinschaftsformen an, die im sozialen und beruflichen Alltag entweder abhanden gekommen sind oder von Egoismen und Vereinsamung verschüttet.

Im Fußball synonymisieren sich schließlich Nation und Ehre. Die Mannschaft ist das Destillat der Nation, sie ist die Vermittlerin der Ehre. Die Ehre der Nation steht auf dem Spiel der Mannschaft. Fußball generiert als einzig verbliebenes Ereignis unverdächtige Nationalgefühle, politisch unverdorben, ethisch erlaubt, ästhetisch erträglich. Die Erwartungen an die Mannschaft sind geknüpft an die Erfüllung von Ehre. Die Heldenschöpfung vollzieht sich über in der Übereinkunft erfüllter Ehre.

Über das Fußballspiel schalten sich Nation und Ästhetik insofern gleich, da das Singen der Nationalhymne ein Bekenntnis ohne Scham und zugleich ein ästhetisches Erlebnis ist. In der Hymne wird die Nation sinnlich erfahrbar und sinnlich erfahren. Durch die Verschmelzung von National- und Kunstgefühl im

Absingen der Hymne ist der Einzelne in jenem Augenblick höchster Konzentration vereinigt mit dem Helden, mit dem Chor, der Tragödie des Spiels und dem Wesen der Nation. Wenn Nation eine durch Gefühle katalysierte Wesenheit ist, die Zugehörigkeit über soziale Anerkennung organisiert, so ist der Einzelne, in der Tilgung jeder Abständigkeit und Vernunft, ein in der geborgenen Gemeinschaft aufgehobenes nationales Wesen.

Im berühmtgewordenen Sommer 2006 hat es eine kleine Revolution gegeben. Vor allem durch Publizisten der Neuen Bürgerlichkeit in ihren jungen Fünfzigern ist ein Begriff in die öffentliche Diskussion zurückgekehrt, der noch vor einigen Jahren große Probleme bereitet hätte: Patriotismus. Ein tänzerisch leichter, aber eben auch ein selbstbewusster, jedenfalls in seiner Wolle konservativ gefärbter Begriff. Während der Fußball-Weltmeisterschaft, die bis heute zur permanenten Rechtfertigung eines scheinbar neuen Selbstverständnisses erhalten muss, haben die Deutschen ihre bislang unterschätzte Fähigkeit zur

Ausgelassenheit bewiesen. Zum ersten Mal seit Jahrzehnten wurde „Deutschland“ wurde, weil andere sinnvolle Kriterien nicht zur Verfügung stehen, zu einem Gefühls-Tatbestand, mit dem sich in der Sehnsucht nach Beharrungsbereitschaft gegen die Auflösungserscheinungen eigener Werte und sittlicher Normen im Nivellierungsprozeß der Globalisierung, die eigene Identität aufspüren und spüren ließ.

54.

Es gibt neben Fußball und Religion nur sehr wenige bindende Ideen, die in der Lage sind, Millionen Menschen auf sich zu vereinen. Die schönste unter allen anderen ist der Universalismus der Menschenrechte, demzufolge *jeder* Mensch sein eigener Zweck und deshalb mit unantastbaren Rechten ausgestattet ist. Auch wenn hier und da denkwürdigst eingewandt wird, dass Menschenrechte relativ weil kulturbedingt seien und europäische Vorstellungen von der Würde des Menschen nicht notwendig mit denen afrikanischer Stammesgesellschaften, vorderasiatischer Clans oder

islamischer Scharia-Radikale zusammenpassen, hat sich im Gedanken des Menschenrechts der menschliche Geist geradezu vollendet.

Eine weitere Idee ist die Vaterlandsliebe, die, etwa in ihrer amerikanischen Variante, eine Zivilreligion ist, welche das politische Gemeinwesen mit religiöser Rhetorik oder religiösen Symbolen interpretiert und dem einzelnen Bürger unter Bezug auf Gott einen Eid aufs Vaterland abverlangt, das wiederum den Satz *In god we trust* zum Kristallisationskern seiner Identität und Ökonomie gemacht hat. Zivilreligion, ein Begriff des amerikanischen Kommunitaristen Robert Bellah aus den 1960er Jahren, fasst den Konsens der Werte einer Gesellschaft unter Bezugnahme auf Gott, ohne dass das Land ein Gottesstaat oder eine Theokratie wäre. Eine zivilreligiöse Gesellschaft bleibt säkular, in ihrem symbolischen Bezug auf religiöse Normen aber, wie es auch in der Präambel der deutschen Verfassung heißt, „im Bewusstsein vor Gott und den Menschen“.

Eine Zivilreligion ist, auch wenn sie als neutrale Idee überkonfessionell ist, immer noch eine Religion und

kommt dem absoluten Vernunftmonopol des Staates in die Quere. Der Staat ist keine Gottgegebenheit, kein Gottersatz, kein Gott selbst und keine diktatorische Unausweichlichkeit. Er ist die Ordnung, die wir uns beschließen. Der Staat ist die Verfassung und die Verfassung der Staat. Es gibt keinen Vorverfassungsstaat. Das Vernunftmonopol des Staates entspricht insofern der Vernunftbehauptung der Gesellschaft. Der Verfassungsstaat garantiert die Autonomie des Individuums. Das Recht zur Freiheit ist und bleibt das einzige allgemeine Grundrecht. Es ist ein Menschenrecht und als positives Grundrecht deutlich von Moral zu unterscheiden, denn Moral hat kein Recht, nur die Wahrheit ihrer eigenen Bewährung. Diese allgemeinen Normen der Verfassung – das Recht auf unbedingte Freiheit, Autonomie und Würdegarantie, auf den Schutz des Einzelnen *vor* dem Staat, wenn es um die personale Würde des Menschen geht – machen die vorbildliche Qualität der deutschen Nachkriegsdemokratie aus.

Der Versuch, eine Leitkultur zu entwerfen, kommt der Idee einer bürgergesellschaftlichen Metaphysik recht nahe. Wer aber definiert, was leitend und was Kultur ist? Zu befürchten ist, dass Leitkultur in starkem Maße christlich konnotiert ist und sich über den Zusatz „deutsch“ eine Art notariell beglaubigte Einhegung der Massen unter eine überkommene Metaphysik des Nationalismus gestattet. Angesichts unzählbarer Migrationsbewegungen, ethnischer Diffusionen und der geografischen Entgrenzung durch einen zunehmend globalisierten Lebensstil wird *Kultur*, verstanden als Gewebe aus Handlungen und Überzeugungen einer Gemeinschaft, in einer offenen Gesellschaft sich immer wieder wandeln.

Bleibt als letztes Bindemittel allein die deutsche Sprache, wenn in fünfzig Jahren die Bewohner des deutschen Sprachraums über ihre Chatrooms und Internetcommunities hinaus nicht vornehmlich Computerenglisch sprechen.

Nach dem Universalismus der Menschenrechte, der Zivilreligion ist der sogenannte Verfassungspatriotismus

die dritte Variante einer massenbindenden Idee mit dem Charme einer transzendenzfreien Sozialtechnik. Geprägt wurde das Wort vom Politikwissenschaftler und Journalisten Dolf Sternberger 1979, philosophisch durchdrungen von Jürgen Habermas und politisch erhöht durch Richard von Weizsäcker – was ihm, dem Begriff, durch diese drei Persönlichkeiten allein ein Adelsprädikat verleiht. Kurzgesagt benötigt der Verfassungspatriotismus zur Letztbegründung weder den Bezug auf religiöse Instanzen noch ethnische oder juristische Kriterien wie das *Ius Sanguinis*, das blutsverwandtschaftliche Abstammungsprinzip, sondern setzt die Identifikation jedes einzelnen Bürgers eines Gemeinwesens mit den Grundwerten der durch sich selbst gegebenen Verfassung voraus. Das mag wenig sozialromantisch, beinahe kühl konstruiert, jedenfalls aller patriotischen Gefühle abhold klingen, umgeht aber auf eleganten Weise das Problem, die allgemeinverbindliche Grundlage eines Gemeinwesens in religiösen, ethnischen oder kulturellen Symbolen sehen zu müssen, welche, in Form von Mythen,

Legenden, Flaggen oder Volksgeschichten, manipulativ, ausgrenzend und auslegungsbedürftig sein können.

Weniger politisch denn eher sozial-ethisch versteht sich das Konzept der Zivilgesellschaft, die in den vergangenen Jahren, auch in der Variante der Bürgergesellschaft, das Politische aus dem Bauch der Gesellschaft heraus revitalisiert hat und die Vorlage liefert für die Möglichkeit einer neuen Idee.

Vielleicht – weil wir unser Gemeinwesen nicht notwendig als *Vaterland* betrachten müssen (schon weil Mutter Erde ist, auf der wir leben und ohnehin das Weibliche der Nachhaltigkeit viel eher entspricht) – sollte das nächste Deutschland eine neue Version wagen und den Begriff Republikanismus zur Grundlage ihres Selbstverständnisses machen. Dieser Republikanismus ist in seinem Grundverständnis ein *reflexiver Patriotismus*, der die Spiegelung der eigenen Geschichte mit dem Nachdenken über ein künftiges Narrativ gleichsetzt. Republikanismus denkt die Entstehung der Republik aus den moralischen Ruinen des Dritten Reichs

genauso mit wie er die Notwendigkeit einer konstruktiven Bejahung zur Republik und ihren Symbolen fordert. Er ist eine Absage an fahnenschwenkende Nostalgie und an nationalistische Kraftmeierei. Vielmehr bezieht er sich auf den Geist der Republik, auf all jene Dinge, für die wir uns gelegentlich selbst belächeln, die uns in so gut wie jedem anderen Land der Erde aber großen Respekt eintragen: Entscheidungsklarheit, Konsequenz, Disziplin, Verlässlichkeit, Kraft und Erfindungsreichtum. Der Republikanismus ist jeder Religion als Vehikel zur Verankerung in metaphysischem Boden vorzuziehen. Über das Ausmaß seines eigenen Patriotismus entscheidet jeder Bürger selbst. Religion hingegen ist angewiesen auf die Auslegung transzendenter Größen in ideologischer oder konfessioneller Ambition. Mit Verweis auf den Willen einer göttlichen Instanz wird die Autonomie des Individuums negiert. Diese reflexive Variante des Patriotismus ist weder triumphalistisch noch mit aufdringlichem Pathos ausgestattet. Melodisch betrachtet ist sie eine Kunst des

Zwischentons, visuell eine Fähigkeit zur Um- und Rücksicht, die Vergangenheit im Spiegel seiner Genese als Voraussetzung seiner selbst zu betrachten. Inhaltlich gesehen würde so gut wie jeder Demokrat zustimmen, legte man ihr als Normengefüge nach wie vor den antitotalitären Konsens zugrunde, der die Lehre aus dem Bruch mit Zivilisation und Menschenwürde im Dritten Reich verbrieft und als dessen zentralen Werte Würde des Menschen, Freiheit der rechtlich Gleichen, Solidarität und Pluralismus, gegenseitiger Respekt, Anerkennung, Toleranz, Vor- und Fürsorge, fairer Wettbewerb und unternehmerische Freiheit zu nennen sind.

Im Republikanismus aber steckt noch mehr: zum einen die starke Rückbindung an die Gemeinschaft durch das Bekenntnis zur Teilhabe und Haftbarkeit für die res publica, der Sache, die uns alle angeht. Schließlich die Betonung der virtú, von der Montesquieu gesprochen hat. Es inhaliert den Geist jener Wertvorstellungen, die der nächsten Gesellschaft zugrundeliegen sollen.

Je mehr reflexive Patrioten sich die Republik über den Republikanismus erlaubt, desto mehr schrumpft die Gefahr eines unkontrollierbaren Vakuums, in das Linksradikale, Rechtsradikale, Nationalisten und Neofaschisten – all das affektgeladene Geschwergel des antidemokratischen Ressentiments – springen, um von dort aus als subversive Anarchisten die Grundlagen der Gesellschaft, den ungeschriebenen sowohl wie den durch die Verfassung geschriebenen Konsens zu attackieren. Zuletzt dürfen sich die Deutschen immer wieder vor Augen halten, dass sie womöglich auch deshalb bis heute keine tragfähige und selbstverständliche bindende *Wir-Identität* haben, weil sie durch den Zivilisationsbruch des Dritten Reichs nicht nur ihr eigenes Normengefüge diskreditiert, sondern sich damit zugleich auch vom intellektuellen Normengefüge der jüdischen Tradition völlig abgeschnitten haben. Deutschland hat sich seiner geistigen Traditionen selbst beraubt. Weil nach dem Krieg ein unbelastetes, unbefangenes, allgemeingültiges *Wir* nie zur Verfügung stand, sind im Laufe der Zeit lauter entkontextualisierte Ichs entstanden, die weder auf

die jüdische noch die bürgerlich-konservative Tradition zurückgreifen konnten. Diese Leerstelle gilt es immer noch zu füllen.

55.

Normen müssen sich in ihrer Anwendung stets aufs neue bewähren. Sie sind nur deswegen weiterhin normativ, weil sie sich für die Mehrheit als Normen bewährt haben. Einer der durchaus alten Werte könnte die wesentliche Fähigkeit beschreiben, sich in künftigen Gemeinschaftsräumen einzurichten: Empathie. Empathie als Gefühl für Menschlichkeit in einer jeweiligen Situation ermöglicht die episodische Einfühlung in den Wir-Verbund der anderen Ichs. Letztlich ermöglicht *reflexiver Patriotismus* Empathie in die Gemeinwohlgemeinschaft, weil er Zugehörigkeitssehnsüchte konstruktiv und positiv beantwortet.

Empathie ist die zeitgemäße Variation von Solidarität in der Weltgesellschaft. Kein Mensch kann mit *den* Menschen der Weltvölker solidarisch sein, ohne sich

lächerlich zu machen. Man kann dem *Menschen an sich* gegenüber empathisch sein, indem man im Anderen sich selbst erkennt. Empathie ermöglicht, Leid und Schmerz, die Malaise des Anderen zumindest wieder wahrzunehmen, wobei Empathie etwas anderes als Mitleid ist. Der Andere ist *jeder* Andere, nicht nur der jedem je nächste Andere. Das individuelle Verhältnis zum Anderen baut auf die wesensmäßige Bejahung desselben als gleichwertiges Mitglied der Gemeinschaft, die dann gleichwertige Mitglieder hervorbringt, wenn die Bedingungen dafür für alle gleich sind. Die große Frage künftiger Pädagogik könnte lauten, ob man Empathie lernen oder lehren kann, und wenn ja: Welcher empathische Lehrer dazu berufen ist. Überhaupt, der Lehrer: Er wird einer der wichtigsten Berufe der nächsten Gesellschaft werden. Es liegt nahe, dass die Auswahlkriterien für die Lehrerschaft strengen Prüfungen und höchsten Anforderungen unterliegen muss. Der Lehrer als Ethiker in allen Fächern. Dafür reicht es nicht, dass Frauen und Männer auf Pädagogische Hochschulen gehen, aus Mangel an

Alternativen und Interessen. Die Ausbildung zum Lehrer sollte eines der höchsten und also am schwierigsten zu erreichenden Güter werden: die ethisch-pädagogische Elite an der Graswurzel. Nach wie vor ist davon auszugehen, dass Menschen in permanenter Zeitnot, zunehmender Depressionen, sozialem Niedergang und verlorener Freiheit den Anforderungen des klassischen Familienmodells als Lehranstalt für Normen und Werte nicht mehr nachkommen können.

56.

Die Ursachen für die aktuelle Erschütterung unseres Glaubens an das System liegen zwanzig Jahre zurück. Mitte der 1980er Jahre begann Begriff zu werden, was man, teils verächtlich, teils begeistert, als Postmoderne bezeichnete. In jener Zeit radikalisierte sich das Individuum und erhielt von der Gesellschaft den Wechsel auf ewigen Wohlstand ausgestellt. Schon damals setzte aber zugleich die Besinnung darüber ein, wie man den sich entfesselnden Individualismus bändigen könnte. Die geistige Bewegung des

Kommunitarismus um die amerikanischen Soziologen Amitai Etzioni, Robert Bellah und Robert Putnam suchte nach Wegen, um das Ideal des bürgerschaftlichen Engagements wiederzubeleben. Die Kronzeugen des Kommunitarismus waren Hannah Arendt und vor allem Alexis de Tocqueville. Mit Tocqueville und dessen Frage aus dem 19. Jahrhundert, wie der Individualismus überwunden werden könne, kehrte auch sein Schlüsselbegriff in die Debatte zurück: *égalité des conditions* – Gleichheit der Bedingungen. Bis heute ist die Frage nicht geklärt, wie es zu schaffen ist, jedem einzelnen Bürger den gleichen Zugang zu Bildung und den Quellen von Wissen zu gewähren.

Dass Deutschland nach dem berühmten Bonmot der germanophilen Pariser Salonintellektuellen Madame Anne-Louise-Germaine de Staél um 1800 das Land der Dichter und Denker sei, ist eine jener mythologischen Sentenzen über das Deutsche, die bis heute zugleich Kulturgut, Selbstbeschreibung und uneingelöstes Versprechen sind. Zum klassischen Klischee bundesdeutscher Identität gehört seither auch der Satz,

Bildung sei – da das Land über keine Bodenschätze verfüge – die wichtigste Ressource der Republik. Jeder geistesgegenwärtige Politiker, der etwas auf sich hält, führt das Wort Bildung im Munde. Keine Partei kann es sich leisten, „Bildung“ nicht ins Wahlprogramm zu heben, weil *Bildung* zu einem fraglos plausiblen Desiderat geworden ist, dass derjenige, der etwa sagen würde, Bildung könne nicht das Ziel sittlicher Erziehung sein, als weltferner Idiot stigmatisiert würde.

Was aber meinen Politiker, wenn sie von „Bildung“ sprechen? Doch nicht das bildnerische Selbsterziehen des Einzelnen, auf dass er „im Bilde“ sei oder sich selbst ein Bild machen könne von den Vorgängen, was voraussetzt, dass er die Vorgänge kennt. Es ist auch nicht das *Recht auf Bildung* gemeint, denn dies wäre einklagbar und hätte die Neuorganisation von Staat und Gesellschaft zur Konsequenz, weil geklärt werden müsste, was Bildung wann für wen bedeutet und wie der Staat dafür Sorge tragen muss, dass jeder Bürger ausreichend gebildet sein kann.

Der von Politikern benutzte Begriff ist ein merkwürdig unbestimmtes Hybrid. Es dient als ein von niemandem hinterfragtes Entree in die sogenannte Wissensgesellschaft. Diese wird gemeinhin als feststehende kulturelle Grundlage jeder Zukunft betrachtet. Aber welches „Wissen“ wird da verhandelt und was genau ist eine „Wissensgesellschaft“? „Wissen“ ist ein ebenso problematischer Terminus wie „Bildung“, weil Wissen weit mehr als nur die Vernetzung von Informationen ist. Wissen setzt sowohl die Fähigkeit zur Einordnung in Vergangenes voraus wie die Fähigkeit zur Verknüpfung mit Gegenwärtigem, um Aussagen über die Zukunft treffen zu können. Wissen entsteht durch Einbettung.

Es erscheint müßig, sich in die seit langem anhaltende, komplizierte und gelegentlich ideologisch geführte Bildungsdebatte einzuklinken, zumal Experten und Nicht-Experten mit den jeweils besten und oft genug entgegengesetzten Anschauungen seit Jahren den idealen Weg hinreichend ergebnislos debattieren. Ob sozialer Aufstieg durch Bildung oder der Status der Bildung

durch soziale Herkunft entschieden wird, muss als unbeantwortet dahingestellt bleiben. Das Phänomen der Erschöpfung ist insofern ein typisch deutsches, als es mit der für die Bundesrepublik charakteristischen Sozial- und Erziehungsstruktur und dem Leistungsanspruch seit Anfang der 1960er Jahre zu tun hat. Führungskräfte auf der mittleren Führungsebene etwa haben häufig entweder ein Vaterproblem oder sind soziale Aufsteiger. Die Kinder aus Akademikerfamilien müssen dem Vater ständig beweisen, dass sie nichts Deutschlands Dümme sind; die anderen, vornehmlich Einzelkinder aus Arbeiterfamilien, müssen ständig strampeln, um nicht hinter den neuen sozialen Status zurückzufallen. Erfahrungswerte aus der Familie haben sie nicht. Sie sind ihre eigene Blaupause.

Ursprünglich formuliert als Förderung der individuellen Hochbegabung und Leistung wurde der Slogan *Aufstieg durch Bildung* zum Kristallisationskern der politischen Debatte über das, was als soziale Gleichheit und Gerechtigkeit verstanden werden soll. Heute gilt es als Stigma, nicht studiert zu haben, auf welchem Niveau

auch immer das Studentenleben abläuft. Je mehr studieren, desto niedriger wird oft das Niveau. Das ist das „Bildungsparadox“, von dem Erziehungswissenschaftler sprechen, wenn sie konstatieren, dass eine größere Verbreitung wie Verbreiterung der Bildung andere Formen der Ungleichheit erzeuge. Schule, heißt es, sei ein System der Herstellung von Differenz, nicht von Gleichheit. Solcher Argumentation zufolge ist es eine Illusion zu glauben, dass über das Bildungssystem strukturelle Unterschiede komplett ausgeglichen werden könnten. Kurz gesagt: Die Menschen sind nicht gleich, und über Bildung wird es nicht gelingen, Ungleiche gleich zu machen, ohne neue Ungleichheit herzustellen. Welche Ungleichheit ist also sozialer gerechter? Oft ist darauf hingewiesen worden, dass Gesamtschulen der Idee gerechter Bildungsteilhabe sehr viel näher kommen als alle anderen Modelle, weil sie durch Verschmelzung mehrere Schularten soziale Differenzen tilgen. Weiterhin wird oft darauf hingewiesen, dass die Trennung der Kinder in Deutschland viel zu früh erfolge, weswegen

Kinder aus sozial prekären Haushalten weniger Aufstiegschancen hätten. Immer wieder muss man aber auch darauf hinweisen, dass ebenso nach Kriterien der Leistung und Begabung selektiert werden können muss, um Eliten zu generieren, und dass bei der Selektion über Leistung der Sozialstatus keinerlei Rolle spielt. Höher Begabten die Möglichkeit zu schnellerem Aufstieg zu verwehren, wäre ebenso sozial ungerecht wie Kinder sozialer Unterschichten durch zu frühe Sortierung aufs Abstellgleis zu schieben.

57.

Ein ethisch sensibler Bürger ist immer ein durch Bildung geformter. Da der Zusammenhang zwischen Bildungsniveau und individualistischer Selbstentfaltung soziologisch ausreichend belegt ist, sollte in der nächsten Gesellschaft jeder Bürger das Recht auf Wissen und Information haben, das ein Recht auf ungehinderten Zugang zu den Quellen von Informationen ist. Zwischen *Wissen* und Information besteht ein kategorialer Unterschied. Der Zugang zu Informationen ist noch

lange kein Zugang zu Wissen, weil Wissen über die Verdichtung von Informationen hinaus ein intellektueller Akt mit dem Anspruch ist, ins Bild gesetzt zu sein. Über etwas Bescheid wissen heißt nicht notwendig, Fakten zu kennen, die einem Wissen über Ereignisse zugrunde liegen. Bescheid wissen könnte ja auch heißen, den eigenen Vorurteilen zu erliegen oder Klischees zu kultivieren oder einem Alphanier auf den Leim zu gehen, das mit großer Überzeugungskraft etwas als einleuchtend verkündet, ohne dass dem nach Lage der Fakten so wäre. Wie sollen die Fluten von Informationen gedämmt werden, um als Wissen verhandelbar zu sein? Ist es denkbar, dass sich Wissen während der beständigen Bewertung und Korrektur von Informationen durch Sender und Empfänger selbst erschafft? Und wer entscheidet, wann eine Information zu Wissen wird? Die kommunikationsethischen Kernfragen der politischen Kultur der Zukunft lauten: Auf welchen Informationen beruht unser Wissen? Wer hat am Prozess der Genese von Informationsverdichtung zu Wissen teil

und aus welchen Motiven? Wer *soll* beteiligt werden und wer legt dies mit welcher Absicht fest?

Das Verhältnis von Information und Wissen verhält sich analog zum Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft: Wann ist das Ganze mehr als die Summe seiner Teile? Und wann ergeben separate Teile eine verbindliche Summe? Wissen ändert sich in dem Maße in dem sich die Mechanismen seiner Produktion ändern. Mittels neuer Technologien ist in den vergangenen Jahren eine bislang unvorstellbare Dezentralisierung der Produktionsstätten und Bewertungsschleifen von Informationen entstanden. Informationen, was immer als solche gelten mögen, sind nicht länger das Geschäft einer exponierten Informations-Elite, die ihren hierarchischen Status auf eine gewisse Exklusivität gründete. Jetzt sind alle Menschen, die einen Zugang zum weltweiten Netz haben, potentielle Sender wie Empfänger von Informationen, die irgendwann den Status des Wissens erreichen.

Für diese Utopie einer offenen Weltgesellschaft ist das Internet die dezentralisierte Quelle von Informationen

schlechthin. Wikis, Blogs und Open-source-Foren sind je unterschiedliche Vorbilder eines graswurzelkreativ sich aggregierenden Wissenssystems in unmittelbarer Öffentlichkeit, als außerparlamentarische Kontrollsysteme zum einen wie zum anderen für als jederman zugängliche, durch Kommentar, Moderation und Bewertung veränderbare Informationsbörsen. Diese Dezentralisierung von Wissen bei gleichzeitiger Verfügungsmöglichkeit aller Informationen könnte der Beginn einer zweiten Aufklärung sein. Die erste Aufklärung wurde bekanntlich befördert durch die *Encyclopédie* der Universalisten Denis Diderot und Jean le Rond d'Alambert, die in den Jahren von 1751 bis 1780 in 28 Bänden und tausenden von Artikeln das damals verfügbare Wissen gesammelt und publik gemacht haben und sich jeder, der zu lesen vermochte und dies wollte, um mit Kant zu sprechen, aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit befreien konnte. Advokaten der die Wiki-Welt, der Wissensbasare und der sogenannten Blogosphäre, sehen das Netz als Forum einer unmittelbaren Öffentlichkeit, das dem nachkommt, was

die großen Aufklärer von einst als Voraussetzung zum Austritt aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit vertraten: Jeder hat die gleiche Möglichkeit, am Wissen der Welt mit- und weiterzuschreiben.

Wenn man diese Foren und die neue Entwicklung ernst nimmt, müsste zur staatlich garantierten

Grundversorgung eines Bürgers der nächsten

Gesellschaft gehören, dass auch Empfänger von staatlichen Transferleistungen Hard- und Software zur

Verfügung haben, an den weltumspannenden

Informationsbörsen zu partizipieren. Wikipedia, die meisten Online-Seiten großer Zeitungen, Magazine und

Rundfunksendern sowie tausende von Blogs sind frei und kostenlos zugänglich. Die Summe eines ISDN-

Anschlusses pro Monat kommt der Summe von acht Packungen Zigaretten gleich. Die Digitalisierung

ermöglicht also jedem Individuum den Zugang zu

Wissensquellen, wodurch ihm ermöglicht ist, sich ins

Bild zu setzen. Ein demokratischer Staat, der auf

Teilhabe seiner Bürger angewiesen ist, muss die

technischen Voraussetzungen schaffen und

Glasfaserkabel verlegen lassen, dass alle Haushalte mit Anschlüssen versorgt sind.

Würden im übrigen Laptops künftig tatsächlich zur Grundversorgung gerechnet, wäre jeder Bürger in der Lage, unabhängig von Ort und Zeit zu arbeiten und über neu gebildete Formen und Netze direkt am demokratischen Prozess teilhaben. Die Ungebundenheit des Menschen an Ort und Zeit wiederum würde die Unternehmen erziehen, ihren geschätzten Mitarbeitern mehr Freiräume zur Gestaltung von Eigenzeit zu ermöglichen und insofern in die Belegschaft zu investieren, dass die Menschen selbst bestimmen, wann sie wo arbeiten. Die Gesellschaft der Zukunft könnte größtenteils aus mobilen und supermobilen Nomaden bestehen, die ortlos, ergebnisorientiert und in der Gestaltung ihres Arbeitstages vor allem selbstbestimmt sind. Glaubt man den zukunftsstrunkenen Apologeten der angewandten Flexibilität in der globalen Netzwerkkultur, braucht der Bürger der nächsten Gesellschaft nichts mehr als den Laptop, ein W-LAN-Netz, den eigenen Kopf und ein bisschen Kreativität, um sich seinen idealen

Lebensstil entwerfen zu können. Die kommende Welt ist polyzentrisch, multipolar und zeitzonefrei, vor allem heterogen und uneindeutig – ohne übergreifende Ordnung, ohne Gesamtsinn. Also darf man sich die i-phone-süchtigen Telearbeiter der „Net-Generation“ als glücksbegabte W-LAN-Atome in den Lounges, Beach-Resorts, auf Bahnhöfen und Flughäfen zwischen Thailand und Chile vorstellen.

58.

Für alle Formen von ethischer Bildung und der Teilhabe durch Wissen entscheidend ist, dass jedes Kind das Soziale in Form des Dialogischen, Assoziierenden, Gemeinwohlhaften von früh auf lernt. Familien können das nicht notwendig leisten. Sind sie intakt, was diesertage keine Selbstverständlichkeit ist, bleibt meist die Zeit nicht, das Potential des eigenen Kindes zu erkennen und zu fördern. Man kann nicht oft genug betonen, dass die Zuschreibung von Freiheit bereits mit der Geburt beginnt und jedes Kind die Möglichkeit

haben muss, sich seinem Potential und Willen entsprechend bilden zu können.

Bildung ist nicht nur die Bedingung für Freiheit, weil sie das Leben kognitiv und nicht schicksalsgelenkt versteht, weil sie ermöglicht, das Leben in Eigenregie zu führen und es als offen und nicht durch göttliche, militärische oder moralische Normen bestimmt zu erfahren. Bildung als Vehikel zur Selbst- und Welterkenntnis gehört darüberhinaus zu einer der Grundnormen des sozialen Friedens, weil sie die Voraussetzung für die Anerkennung des Anderen ist: Wer nicht im Bilde ist, sieht sich nicht in Bezug auf das Andere, weil er es nicht kennt. Er verfügt nicht über das Wissen, um über sich und andere angemessen urteilen zu können. Weiß man je genug, um dazu in der Lage zu sein? Vermutlich nicht. Wer wollte festlegen, wann „Wissen“ ausreichend ist? Womöglich ist die zentrale Frage gesellschaftlicher Selbstaufklärung in den kommenden Jahren, was als *Wissen* gelten soll und wer auf welchem Wege daran teilhat. Eine Gesellschaft, die sich zum Ziel setzen würde, jeden einzelnen ihrer Bürger ethisch zu erziehen,

indem jeder Einzelne die gleichen Bedingungen zur Teilhabe an Bildung und Wissen gewährt sind, müsste ganz unten beginnen. Das hieße: Jedes Kind, egal welchen Geschlechts, welcher Herkunft, welcher Hautfarbe, welcher religiösen Überzeugung auch immer, das den Status des deutschen Bürgers besitzt, müsste das gleiche Anrecht auf Bildung haben. Wer keine Chance hat, sich selbst ein Urteil zu bilden, wächst mit vorgestanzten Urteilen, mit Vorurteilen auf. Dass so von früh auf geschlossene Weltsysteme entstehen und geistige Urteile vorentschieden werden, ist der eigentliche Skandal der Unbildung und Bildungsarmut, die oft mit sozialer Armut einhergehen mag, es aber nicht notwendig tun muss, und vor allem eine Armut an Optionen ist. Was einmal, sei es als Vorurteil, falsch abgespeichert und eingebrannt ist, lässt sich später, wenn überhaupt, nur mit immensem Aufwand korrigieren. Eine Gesellschaft ethisch mündiger Bürger mit Sinn für sich, ihre Gemeinschaft und Umwelt ist darauf angewiesen, dass ihre Kinder von früh auf ein Sensorium für das Gemeinwohl ausbilden. Jede ethische Neuerung,

die sozial breit greift, ob bioethische Fragen nach Forschung, ökoethische der Energienachhaltigkeit, gemeinwohlethische der Rückbindung, muss schon früh vorbereitet werden.

Wenn *Bildung* (und man müsste stets dazu fügen *Forschung*) tatsächlich von solch eminenter Relevanz ist, warum gibt es dann nicht, analog zum „Solidaritätszuschlag“ oder dem „Kohlepfennig“, einen „Bildungseuro“? Ein Euro pro Bürger wäre ein zinsloser Kredit für die Gemeinschaft, eine Investition ins Gemeinwohl. Zweifelsohne ist solcherart Investition immer auch eine ökonomisch sinnvolle Investition in künftige Arbeit und also künftigen Konsum.

Investitionsprogramme in institutionalisierte Bildung sind Wirtschaftswachstums-Programme, weil besser ausgebildete Bürger dem Land durch höhere Leistung größere Erträge bringen.

59.

Nichts scheint in seelisch ausgedorrter Zeit notwendiger zu sein als das neugegossene Fundament einer sozialen

Ethik. Soziale Ethik ist eine Ethik des Sozialen: Sie skizziert eine Matrix der Vergemeinschaftung des Einzelnen zum Wohle des Ganzen. Eine Sozialethik zielt schließlich auf die Wege des Sich-Verhaltens innerhalb eines Verhältnisses von Individuum und Gemeinschaft durch Vorbeugung sozialer und kultureller Schäden. Hier treffen die großen Problembereiche der nächsten Gesellschaft zusammen: die Neue Soziale Frage und die Spaltung in unsynchronisierbare Parallelgemeinschaften; Würde und Autonomie der Person, wenn es um Sterben, Krankheit oder die Forschung mit embryonalen Stammzellen geht; die politische Gestaltung der Gemeinschaft jenseits der selbstreferentiellen Rituale einer anämischen Volksparteiendemokratie.

Was alle Individuen künftig verbindet, sind in erster Linie die Probleme, die die Grenze jedes Ichs überschreiten. Aus antiken Gemeinschaften, den jeweiligen polis, ist bis heute zu lernen, dass als Betriebssystem jeder Exekutive der soziale Konsens unabdingbar ist. Sozialer Konsens ist definiert durch das

Gefühl der gegenseitigen Achtung und Bejahung ohne Bezug zu einer jenseitigen, einer transzendenten, übersinnlichen oder göttlichen Größe, deren Liebe und Neigung man sich durch Leistung, Unterordnung oder Anbetung verdienen muss. Es ist das Bekenntnis zur Zusammengehörigkeit, durch die jeder, der in eigenem Namen spricht, zugleich auch im Namen des Gemeinwohls auftritt. Gutes Denken im ethischen Sinn ist Denken im und für das Allgemeinwohl. Es setzt die Fähigkeit voraus, sich selbst als frei und doch als auf den Anderen bezogen zu verstehen.

Es wäre fahrlässig zu glauben, die Bestimmung des zeitgenössischen Individuums als dauerdynamisch wäre reversibel. Hinter das bekannte Ausmaß an Freiheit kommt man nicht zurück, auch wenn man es könnte. Um das Höchstmaß an Freiheit für jeden Einzelnen aber zu wahren, zu schützen und gegen jede Einschränkung seitens des Staates, der Ökonomie oder der Gesellschaft an sich zu verteidigen, wäre es sinnvoll, das Soziale neu zu durchdenken. *Das Soziale* kann ja keine feststehende, amorphe Größe, keine Masse oder dergleichen sein,

sondern ist notwendig ein System in permanenter Veränderung – eine Art Großverbund von dauernd sich teilenden Zellverbänden, an die das jeweilige Wir-Modul andockt. Wenn der Einzelne sich daran rückbindet, tut er dies in eigenem Namen und ohne seine Selbstbestimmung aufzugeben. Er kann aus einem Verbund ausscheiden und dem nächsten angehören, solange er die Verfahrensregeln respektiert. Auf diese Weise organisiert sich die Gemeinschaft in kleinen Einheiten, die man mikrosozial nennen könnte.

Was ist heute das Soziierende, das die Vielen über die reine Verfahrenstechnik einer bürokratisch verschnürten Gemeinschaft hinaus bindet, anbindet, rückbindet? Was ist das Wohl im Gemeinen, für das Gemeine – und was das Gemeine im Meinen? Das Soziale der nächsten Gesellschaft definiert sich der Lesart dieses Essays zufolge als das Sozierte freier, gleichwertiger und gleichrangiger Wir-Module zu mikrosozialen Einheiten, die durch regenerativen Kreisläufen gespeist werden. Die jeweiligen Normen des jeweiligen Verbundes sind in den Verfahrensregeln begründet, die sie in ständiger

Entwicklung, Verwerfung und Neuformierung ausbilden und bewähren. Es organisieren sich mikrosoziale Einheiten, die mit anderen mikrosozialen Einheiten koordiniert, harmonisiert und synchronisiert werden müssen – nach Leitlinien und vertraglichen Regeln, die sie selbst untereinander festlegen. Dies sind die Grundzüge eines neuen Gesellschaftsvertrages, der ein Vertrag selbstbestimmter Individuen miteinander ist.

60.

Der Gesellschaftsvertrag ist virtuell. Niemand hat mit seiner Unterschrift eingewilligt oder einen Entwurf gelesen. Er regelt keine Rechte und Pflichten. Genau genommen ist er die große Erzählung einer Gesellschaft von und über sich. Der Gesellschaftsvertrag wäre das Narrativ eines Programms zur Selbstregulierung und Sicherung des sozialen Friedens – eine Art Mythos der Hypermoderne, wenn man das Wort Mythos im Sinne des Religionstheoretikers René Girard als Antwort auf die Zerstörung einer kulturellen Ordnung versteht: Ein Mythos erschafft sich selbst als ein Ritual, das über die

Erinnerung zu einer neuen Ordnung wird.

Kulturgeschichtlich betrachtet war der Mythos stets ein Medium, Gewalt zu unterbinden, indem er an die Stelle allseits verbreiteter gegenseitiger Gewalt die ungeheure Übertretung eines *einzigsten Individuums* setzte, eines Sündenbocks, der als versöhnendes Opfer Hassgefühle und Aggressionen auf sich zog.

Heute wäre dieses *einzigste Individuum* die Figur des anarchischen Einzigen, der die Grenzen der kulturellen Ordnung auf exzessive Art übertreten hat. Man könnte im allgemeinen Ich des radikalen Individualisten das Opfer seiner selbst erkennen. Um die auseinanderstrebenden Hass-, Ohnmachtsgefühle zu bändigen die Ängste, austauschbar, unbrauchbar zu sein – könnte die Erzählung des Gesellschaftsvertrags Gewalt-Eruptionen präventiv verhindern.

Die Idee eines neuen Gesellschaftsvertrags schließt eine Rückkehr zu militärischen, moralischen oder geographisch begründeten homogenen Gemeinschaften aus. Der Fortschritt besteht in der Bestimmung und Verknüpfung von Regeln durch alle für alle und fühlt

sich der Realität eines heterogenen Pluralismus verpflichtet. Der Gesellschaftsvertrag verpflichtet den Einzelnen, sein Individualwohl mit dem Gemeinwohl zu synchronisieren.

Jeder Einzelne geht durch die Teilnahme am Gesellschaftsvertrag eine Verpflichtung ein. Der Vertrag wird zu einer politisch gewollten Abmachung, die jeden Tag aufs neue durch das Bekenntnis der Vertragspartner zu den Synchronisierungsregeln der Verbände bestätigt wird. Indem der Einzelne als Ich-Modul an den Verbund andockt, bestätigt er die Synchronisierungsregel. So ließe sich ein sozialer Verbund denken, der auf die Zugehörigkeitsloyalität seiner Teilnehmer setzen kann.

Es wäre natürlich vollkommen absurd, in praxi vorauszusetzen, dass jeder Teilnehmer des Gesellschaftsvertrags ein gesunder, umfassend informierter und selbständig urteilender Bürger sei, der seine eigene Vertragsschuld ständig begleicht.

Jeder Einzelne repräsentiert durch sich selbst die Idee des Menschseins und tritt als Repräsentant dieser Idee leibhaftig vor den Anderen, der wiederum den Wert der

repräsentierten Idee repräsentiert. Der Repräsentant eines so hohen Wertes wie dem der Autonomie der Person kann niemals wertlos sein. Durch seine Teilnahme am Gesellschaftsvertrag repräsentiert Individuum die Gemeinschaft.

Da das Repräsentative sich immer im Raum des Öffentlichen bewegt, ist das Öffentliche die Gesamtheit aller persönlichen Repräsentationen. Wenn also der Bürger der nächsten Gesellschaft als Träger der Idee des Gesellschaftsvertrags sich auf der Agenda der Öffentlichkeit präsentiert, repräsentiert es mit sich zugleich die Idee der Menschlichkeit. Das wäre die Idee des nächsten Bürgers, der nach der Wir-Norm erzogen wird.

61.

Die beiden zentralen Prinzipien des zu organisierenden Gesellschaftsvertrags sind erstens Wertschöpfungs- und zweitens Beteiligungsgerechtigkeit. Wertschöpfung ist das Gegenteil von Abschöpfung. Abschöpfung ist das Prinzip der Maxime kurzfristiger Gewinne im

Einzugsbereich einer Logik der Entgrenzung.
Wertschöpfung bezieht sich auf verallgemeinerbare Werte und normative Verabredungen; es bindet Denken und Handeln rück an reale Güter und Verhältnisse. Durch Rückbindung in der Dauer vollzieht sich eine Wertverlagerung, die zugleich Sinnverlagerung ist. *Beteiligungsgerechtigkeit* besagt, dass alle, die an dem Vertrag teilnehmen wollen, teilnehmen *dürfen* und teilnehmen *können müssen*. Hintangestellt bleibt eine mögliche Antwort auf die Frage, was mit jenen geschieht, die daran kein Interesse haben. Der Bürger der nächsten Gesellschaft ist nicht mehr an das Beständige der Traditionen, Religionen und politischen Programme gebunden. Herkömmliche Ideologien, Normen und Dogmen spielen ebenso wenig eine Rolle wie biografische Herkunft. Der Bürger des Gemeinwohlverbunds auf bundesdeutschem Terrain innerhalb einer kontinental begrenzten Einheit Europas kann Deutscher, Türke, Portugiese, Amerikaner, Kasache, Chilene, Ghanaer, Mongole, Kambodschaner, Pakistani, Iraner oder wer auch immer sein. Die einzige

Voraussetzung ist sein positives Bekenntnis zum Gesellschaftsvertrag, die Beherrschung der deutschen Sprache und die Einbürgerungsurkunde. Man könnte sagen: der Bürger steht in der Schuld des Verbunds und investiert sich ins Gemeinwohl, wofür er einen Kredit von *der* Gesellschaft erhält, die er ja selbst repräsentiert. Der einzelne Bürger besäße dadurch eine Art Aktie am Gemeinwohl und wäre Teilbesitzer einer mikrosozialen Gemeinschaft, für die er aus Eigeninteresse in dem Maße sorgt, wie sie sich um ihn. Ausgehend von einem reflexiven Patriotismus, der sich scharf vom Nationalismus abgrenzt, weil jeder Nationalismus den Bürgerbegriff metaphysisch einzwängt, kann die Zustimmung zu einer Loyalität des Gemeinwesens vorausgesetzt werden.

62.

Wenn Gemeinwohl der tragende Begriff einer neuen sozialen Ethik ist, muss klar sein, dass er über die bürokratische Verwaltung der öffentlichen Interessen durch den Staat hinausgeht. Gemeinwohl ist das Resultat

vieler mikrosozialer Kreisläufe. Das kapitalistische System und soziale Marktwirtschaft bleiben der unangetastete Pfeiler eines Gemeinwohlstaates und seiner Zugehörigkeitsloyalitäten. Vor allem, wenn man unter *oikos* im antik-griechischen Sinne Haus und Hof, also rechtliches und politisches Obdach, kurzum: die mikrosoziale Gemeinschaft als organisierter Keimzelle der nächsten ökonomischen Gesellschaft versteht. Da das Grundversprechen der Sozialen Marktwirtschaft der Satz *Wohlstand für alle* ist, ist zu fragen, wodurch Wohlstand künftig definiert sein soll. Nimmt man als Bezugsgröße den Reichtum der Reichen, so ist ein hoher Prozentsatz der Bevölkerung arm, der gemessen an der Armut osteuropäischer, asiatischer, afrikanischer, lateinamerikanischer Bevölkerungen wiederum reich ist. Es wäre ein Ausweis von Klug-, gar Weisheit, Wohlstand künftig nicht mit gestiegenen Zahlen, linear wachsenden Kurven und schwellenden Prozenten messen zu wollen, sondern an seine Entstehungsbedingungen, Folgen und sozialen Kosten rückzubinden. Wenn die Gemeinschaft die Kosten des

Wohlstands mit Krankheiten, Steuerungsdefekten, Ängsten, Leid und Zerfall zu begleichen hat, ist es Unwohlstand. Die entscheidende Frage ist nicht, um wie viele Prozentziffern das Bruttoinlandsprodukt – der Wert aller in Deutschland hergestellten Güter und Dienstleistungen – anwächst, sondern in welcher Relation dasselbe zum Gemeinwohl steht. So würde sich Wohlstand als stets Gemeinwohlstand definieren. Wohlstand sollte nur als Gemeinwohlstand gesellschaftliche Geltung beanspruchen können. In dem Wort “können“ liegt die angesprochene Wert- und Sinnverlagerung begriffen: Statt materieller Wohlstandsmehrung hätten wir Mehrung des menschlichen Wohlstands durch Zufriedenheit und Sittlichkeit, die, Das ist die Lehre aus der Menschheitsgeschichte, das Glück eher befördern als Akkumulation von Geld und Gut, indem der Mensch wieder ins Zentrum aller politischen, kulturellen und ökonomischen Überlegungen gestellt wird: in Räumen, in denen er sich gerne aufhält, in Kreisläufen, wo er kommuniziert und Gemeinschaft erfährt, in der

Gegenseitigkeit der Anerkennung, die weder Wachstum noch Steigerung benötigt, sondern Einfühlung, Inspiration und Kreativität.

63.

*Ein jährlich korrigierter Gemeinwohlklimaindex, kurz „GWI“, definiert, analog und in klarem Gegensatz zum Geschäftsklimaindex, die Qualität des Gemeinwohls mit Rücksicht auf das Bruttoinlandsprodukt. Der GWI ist zugleich das statistische und kulturelle Gedächtnis des Gemeinwohlstaats. Er könnte die Besitzenden durch sozialen Druck nötigen, sich um Achtung bei den Mitmenschen zu bewerben. Über den GWI könnte die Gesellschaft ihre Unternehmen dazu „erziehen“, dass sie ebenso in die Diskursfähigkeit der Mitarbeiter und in die Bildung der Konsumenten investieren. Konzerne müssten durch den Druck der etablierten Wir-Norm genötigt werden, sich stets neues Prestige zu erkämpfen, in dem sie für den eigenen Erfolg gemäß dem GWI ihre *Gemeinwohlstandstransparenz* unter Beweis stellen müssen. Konsumenten würde die entsprechenden*

Produkte nur noch dann kaufen, wenn ihre Entstehungsbedingungen oder Nebenfolgen künftige Generationen in ihrer Freiheit nicht einschränken. Ein neues Verhältnis von Qualität und Quantität muss insofern austariert werden, als Produkte aus Herstellung mit hoher Gemeinwohllindikation höheres Ansehen genießen. Qualität sollte sich auch über die Produktionsbedingungen definieren. Es müsste soweit kommen, dass am Markt nur überleben kann, was an ein Ethos der Nachhaltigkeit rückgebunden sind. Und nur an das Gemeinwohl rückgebundene gesellschaftliche Positionen und Leistungen sollen als wertvoll erscheinen. Eine auf lange Frist angelegte Ökonomie schließt den Gedanken mit ein, dass auch die Natur Trägerin von Zukunftsrechten ist: Wer braucht und verbraucht, muss dafür sorgen, dass Grundlagen wieder regeneriert werden können. Man könnte sogar *der Natur* den Status als Subjekt zuzuerkennen. Dann wäre unser Verhältnis zu ihr ein ethisches, Achtung und Würde basiertes.

Verbindlichkeit und Vertrauen in den guten Gang der Dinge – zwei Eigenschaften, die wir zur Sicherung des sozialen Friedens, des gesellschaftlichen Ausgleichs zwischen Arbeit und Leben, Haben und Nicht-Haben, heute am *dringendsten* herstellen müssen – entfalten sich nur, wenn alle sich auf die selbstbestimmte Verfügung von Zeit verlassen können. Die Entkopplung von *Zeit* und Wachstum hat sich jetzt als fatal, fehlerhaft und verhängnisvoll herausgestellt.

64.

Zeit muss wieder als Wert an sich verstanden werden.

Die gegenwärtige Fundamentalkrise, die in erster Linie eine Krise der ‚Zeit‘ ist, lehrt ja eindrücklich den Zusammenhang zwischen Zeit und Zerfall. Durch die Aufhebung der Zeit in ihrer Verdichtung hebt sich das System aus den eigenen Angeln.

Zeit ist nichts anderes als Lebenszeit. Also ist Zeit Leben. Leben kann es nur in der Zeit geben. Ist Zeit aber virtualisiert und verdichtet, verliert das Leben seine Verortung.

Nur in der Dauer schöpfen sich Werte, und Wertschöpfungsgerechtigkeit zum Beispiel ist soziale Gerechtigkeit, die dem Einzelnen die Organisation seiner Zeit *selbst* überlässt, seine Freiheit und mit ihr den *Wert des Lebens* steigert, solange diese Freiheit der eigenen Zeitgestaltung nicht die Freiheit der Eigenzeitgestaltung des Anderen einschränkt oder verletzt. Der sogenannte „flexible Mensch“ ist nicht der, der sich am besten den Imperativen einer flexibilisierten Wirtschaft anpasst; der flexible Mensch muss der sein, der selbst bestimmt, wann er wo und wie Zeit und Kraft investiert. Wohlstand ist auch Zeitwohlstand, und Selbstbestimmung ist Eigenzeitbestimmung. Für das Gemeinwohl hat Zeit als internes Organisationsprinzip eine immense Bedeutung. Jeder, ob Gruppe oder Individuum, muss in seinem eigenen Tempo vorangehen dürfen. Das ist in erster Linie eine Frage der Pädagogik: einer Erziehung zu *Zeit-Bewusstsein*. Erfahrung geschieht immer erst in der Zeit, also wäre eine Erziehung zu *Zeit-Bewusstsein* zurückgewonnene Souveränität. Erst wer Zeit als solche wahrnimmt, erkennt ihren wahren Wert. Oder

andersherum: Erst wer den Wert der Zeit erkennt, kann sie bewusst wahrnehmen. Durch gewonnene *Zeit-Souveränität* erfährt das Leben eine Bewusstseinssteigerung.

Vom Wunschenken ganz abgesehen gibt es tatsächlich schlagkräftige Beispiele eines derartigen Wandels: die Slow-food-Bewegung und den internationalen Verband der *Citta-slow*, der *Langsamen Städte* und ihrer organisierten Entschleunigung. Schon 1986 wurde in der piemontesischen Kleinstadt Bra als Antwort auf die beginnende Entgrenzung und Entflechtung der Wirtschaft (besonders in der Landwirtschaft) die Bewegung *Slow Food* gegründet: als Vereinigung der langsamen, guten, regional geprägten Küche. Ziel war schon damals eine Wirtschaftsform, in der lokal produziert und konsumiert wird. *Slow food* hat Züge einer neuen Humanität, über die das Verhältnis zwischen Ethik und Ästhetik neu definiert wird: Die Erziehung zu Zeitbewusstsein und Geschmack führt zu neuer Sensibilität für soziale Gerechtigkeit und ökologische

Ethik. Kurzgesagt: Nur was nachhaltiger Produktion entspringt, besitzt die Schönheit des guten Geschmacks. Zwanzig Jahre später, in den Jahren 2005 folgende, tritt, ebenfalls aus Italien kommend, die *Citta-slow*-Bewegung auf die Agenda. Sie besteht aus einem Zusammenschluss vornehmlich von Kleinstädten, die sich, analog zur *Slow-food*-Bewegung, dem Prinzip der Nachhaltigkeit und Zeitsouveränität, ergo: der Langsamkeit verschreiben. Langsam heißt wohlgemerkt lebenswert und setzt den globalkapitalistischen Kreisläufen gezielt regionale Kreisläufe entgegen. In den „langsamen“ Städten sind Handelsketten unerwünscht, alteingesessene Betriebe werden bewusst gefördert, historische Flächen aus vorangegangenen Jahrhunderten einfühlsam beweidet und kultiviert. Die Bauern vermarkten direkt, Busse tanken Erdgas, und in die Gaststätten kommt, auch wenn das Lamm ein paar Cent teurer ist, nur „Heimat“ auf den Teller. Wird durch gesteuerte Anreize *Zeit* qualitativ und nicht länger quantitativ bewertet, erhält sie einen Wert an sich. Wer über die Herkunft seiner Nahrung nachdenkt, wird

die Zyklen der realen Natur wertzuschätzen beginnen. Autarkie, das lehrt die *Citta-slow*-Bewegung, kann ein genussvoller Luxus sein, der einen letztlich viel aufmerksamer, sorgfältiger, authentischer und menschennäher werden lässt. Das Recht auf eigene Zeit ist als Recht auf selbstbestimmtes Leben ein Stück zurückgewonnener Humanismus.

65.

Ein Humanistischer Liberalismus könnte im Angesicht eines intellektuellen Vakuums, als Entrée in eine noch unformatierte, aber gewiss neue Epoche, die geistige Grundlage einer sozialen Ethik der nächsten Gesellschaft bilden. Er ist nicht dem besitzenden Bürger und nicht dem um Besitz kämpfenden Arbeiter verpflichtet, sondern dem autonomen Individuum, das im Verhältnis zum Anderen die Idee der Freiheit exerziert. Der Begriff *humanistisch* versteht sich im Sinne des sich selbst wählenden Individuums, das im Bilde über sich und sein Verhältnis zur Realität ist. Humanistisches Handeln ist ein Handeln der

Wertschöpfung. Der Begriff *liberal* versteht sich im Sinne der Grundlegung des Gesellschaftsvertrages, wonach jedem Bürger als Person die aktive Teilnahme am politischen Prozess zu ermöglichen ist. *Liberal* meint letztlich die Möglichkeit zur Beteiligungsgerechtigkeit. Ein *humanistischer Liberalismus* wird womöglich die einzige Geisteshaltung sein, die den Problemen der komplexen Gesellschaften und gesellschaftlichen Komplexität im 21. Jahrhundert gerecht werden kann. Es geht ihm im Kern um neue Loyalitätsbeziehungen auf der Grundlage einer wiedergewonnenen Freiheit: Das erschöpfte Ich, das über seine Verhältnisse lebte, findet durch die Repräsentation des Wertes der Menschheitswürde in sich ein neues Verhältnis zur Gemeinschaft. Es sucht nach loyalen Verbindlichkeiten und verbindlichen Loyalitäten.

66.

Die gesamtgesellschaftliche Anstrengung der kommenden Jahre muss folglich darin bestehen, eine Art Charta des Gemeinwohls zu verfassen, die zur

Grundlage eines neuen Vertrages der Gesellschaft mit sich selbst werden könnte. Die Neue Soziale Frage spaltet, statt zu binden; das ethische Fundament bröckelt, statt zu kitten, und das Politische ist in Malaise, weil der Betrieb die Umbrüche vom alten zum neuen Bürger nicht ausreichend reflektiert. Jede Generation steht in der Pflicht, ein womöglich verbessertes, jedenfalls aber ihr bewahrenswertes Gesellschaftsmodell anzubieten und allen Teilnehmern der Republik zur Diskussion zu stellen.

Die *Charta des Gemeinwohls* könnte der Nukleus der nächsten Gesellschaft sein. Sie könnte eine Demokratie neuer Bürger fundieren, deren geistige Grundlage ein humanistischer Liberalismus mit den Leitwerten Wertschöpfungs- und Beteiligungsgerechtigkeit ist. Als soziale Macht wäre die *Charta des Gemeinwohls* eine Komplementärkraft zu der in der globalen Wettbewerbswirtschaft kaum zu zähmenden Machtbasis oligopolistischer Unternehmen.

Ihre Mindeststandards könnten dazu beitragen, drei dräuende und existentiell akute Bedrohungen des sozialen Friedens zu verhindern:

1. Vakui, in denen rechtsextreme National- wie linksextreme Sozialrevolutionäre nach Art des Rattenfängers mit ihren Flöten säuselnd Gefolgschaften generieren und zu einer außerparlamentarischen, antidemokratischen Bewegung werden.

2. Eine weitere radikale Fragmentierung der Gesellschaft durch wachsende Atomisierung Einzelner, die sich schlimmstenfalls im anarchistischen Wutanfall eines Amoklaufs Bahn brechen könnte und den Dominoeffekt einer kollektiven Entladung aufgestauter Massenenergien zur Folge hätte.

3. Die Verselbständigung diverser Parallelgesellschaften durch unsynchronisierbare Gemeinschaften mit unverbindlichem Rechtsstatus – ob islamistischer, radikalchristlicher oder sozial-prekärer Herkunft – zu Truppenverbänden der Ausgeschlossenen, die in einen Kriegszustand eintreten: sei es mit einer ebenfalls isolierten Oberschicht, welche durch militante

Privatarmeen ihren Status schützt, oder sei es im Kampf gegen andere religiöse Gemeinschaften, die erfahrungsgemäß das letzte Reservat perspektivloser Migranten oder Jugendlicher sind.

Die Arbeit des Einzelnen am Gemeinwohl soll als Arbeit am gesellschaftlichen Bewusstsein verstanden sein. So könnte erstens der überdehnte Individualismus überwunden werden, ohne seine Grundlagen der Selbstwahl anzutasten, und zweitens das historische Maß an Freiheit, das dem Individuum heute eignet, in jedem Fall gewahrt werden. Dabei steht das Wohl des Einzelnen immer über dem Wohl der Gemeinschaft, aber nie gegen das Gemeinwohl.

Der Idee einer Gemeinwohlgesellschaft wohnt ein ausreichendes Potential anwendbarer Kreativität inne, um, wie es einst bei der feministischen sowohl wie der ökologischen Bewegung gewesen ist, eine neue soziale Bewegung zu bewirken. Eine neue soziale Bewegung, die das Thema Gemeinwohlloyalität vertritt, könnte durch Blogosphären und speziell arrangierte Internet-Foren ihr Anliegen ungehindert artikulieren, Andere in

offener Diskussion überzeugen, anwachsende Gefolgschaften generieren und durch Verknüpfung zu einer nicht ignorierbaren politischen Macht werden. Dafür muss kein einziger Pflasterstein geworfen werden. Wenn Werbeagenturen schließlich erkennen, dass dem geschaffenen Gemeinwohlbewusstsein des Konsumenten jene Güter attraktiv erscheinen, deren Produktion oder Verkauf an soziale Ethik rückgebunden ist, wäre der erste Schritt einer neuen kulturellen Ordnung des Gemeinwohls getan.

67.

Das Anliegen dieses Essays besteht bis zuletzt darin, in einem Gesellschaftsvertrag das Narrativ einer neuen sozialen Identität zu skizzieren und sich mit ihr laut und deutlich Zutritt zum politischen System zu verschaffen. Sollte es gelingen, den Geist einer Gesellschaft mit den Ideen einer neuen sozialen Ethik des Gemeinwohls zu befruchten, müssen in einer Bürgerdemokratie die Repräsentanten, die Politiker, den Repräsentierten, den Wählern, Politik nach dem Gemeinwohlindeklären.

Sie müssten eine neue Sprache kreieren, deren Referenzpunkt der Terminus Gemeinwohl ist.

Analog der Betriebsversammlung von Großkonzernen müsste es eine halbjährliche Sozialversammlung geben, auf der der GWI vorgestellt, beraten und im Blick auf die Charta des Gemeinwohls verbessert wird. Diese Versammlung könnte über ein explizit entworfenes Forum einberufen werden, wenn vorausgesetzt ist, dass so gut wie jeder Bürger ungehinderten Zugang zum Internet hat. Wenn sich die Menschen künftig immer stärker bürgerdemokratisch und nicht parteipolitisch engagieren, wäre dies als prozedurale, also als eine sich selbst durchführende Demokratie ein Korrektiv zu einer möglicherweise degenerierten, sicher aber ermatteten Demokratie, die den Bürger ebenso aus dem Blick verloren hat, wie es die ökonomische Rationalität getan hat.

Da die Vereinbarkeit von neuen Wachstumspfaden und der Verteilung von Einkommen ohne dauerhafte Demotivierung bestimmter gesellschaftlicher Gruppen eine der sozialpolitisch drängendsten Frage der Zukunft

ist, könnte die Aufgabe einer klugen exekutiven Politik doch darin bestehen, nicht mehr nur vornehmlich Imageproduktion durchzuführen, sondern mithilfe staatlicher Steuerungsinstrumente einen sozialversicherungspflichtigen Gemeinwohl-Markt zu organisieren, der den Begriff ‚Leistung‘ nach Kriterien der Rückgebundenheit und Wertschöpfung insofern neu bewertet, als jeder Nachbarschaftshelfer, Mediator, Bildungslotse und Familienhelfer ebenso als Leistungsträger eines Gemeinwohlstaates angesehen wird wie nach wie vor ein Manager, Banker, Arzt oder Unternehmer.

Die entscheidende Frage aber wird folgende sein: Wie lassen sich Anreize und Mehrwert aus der Synchronisierung der einzelnen Individuen mit dem Gemeinwohl ziehen, ohne dass die Grundversorgung in den Sog des Ökonomischen gerät? Wie immer in Zusammenhängen ökonomischer Motivation, persönlicher Ambition und gesellschaftlicher Prosperität müsste ein neues Anreizsystem verabredet und Gemeinwohlverhalten belohnt werden.

Da kapitalistische Systeme per se flexibel und rastlos auf der Suche nach Einflussmöglichkeiten auf neuen Feldern und Bereichen sind, die sie sich einverleiben, müsste man naturgemäß die Not zur Tugend machen und neue Felder sozialer Ethik kapitalisieren. Kapitalisieren heißt nicht zwangsläufig privatisieren, bis das Maximum am Markt erreicht ist, sondern heißt auch: durch Wettbewerb innerhalb festgesetzter Rahmenbedingungen aufwerten und auf diese Weise Wertschöpfung schaffen. Das kann nur durch Überzeugung und Bewusstseinswandel geschehen. Wenn man Wettbewerb, wie es Friedrich von Hayek einst tat, mit einem Spiel vergleicht, über deren Regeln die Gemeinschaft in Gestalt des Staates als neutraler Schiedsrichter selbst wacht, besteht für jedermann die gleiche Chance, nach diesen Regeln zu verfahren und auf der Funktionsfähigkeit des Systems zu vertrauen. Das Ergebnis des Spiels aber ist offen und mitzuspielen immer ein Risiko.

Einem *humanistischen Liberalismus* müsste es gelingen, innerhalb eines gezähmten Systems dem Individuum wieder ein Selbstwertgefühl zu vermitteln, das einen

Wert nicht nur dann hat, wenn derselbe als ökonomischer Nutzen maximierbar ist. Menschen wollen und müssen gebraucht werden, und gerade die Frage „Wer braucht mich?“ ist heute so gut wie obsolet. Ein sozio-ökonomisches Regime aber, das Menschen keinen tiefen Grund gibt, sich umeinander zu kümmern, kann, wie Richard Sennett einst befand, seine Legitimität nicht lange aufrechterhalten. So wurde just ein im Kern richtiges System bekanntlich an den Rande des Ruins geführt.

3. Teil

Fragmente eines neuen Gesellschaftsvertrags

68.

*Man wird es niemals schaffen, ‚Gesellschaft‘ als fixierten Raum festzuschreiben, in dem alle Einzelinteressen übereinstimmen. Eine derartige *volonté générale* im Rousseauschen Sinne, den eindeutig formulierbaren Gemeinwillen, wird es in einer pluralistisch zerfaserten, in weltanschaulicher Diversität eingerichteten Lebenswelt nicht mehr geben. Eine solche*

Homogenität wäre im Gegenteil fatal und widerspräche der virtú der künftigen res publica auf das fundamentalste. Die Hoffnung von Rousseaus *Contract Social* war, dass das gesellschaftliche Band sich als Gemeinsames in den unterschiedlichen Interessen – eine Hoffnung, der Rosseau selbst allerdings schon geringe Chancen auf Verwirklichung einräumte. Was wäre dieses Gemeinsame jenseits des Einzelinteresses? Worin könnte das Überindividuelle bestehen? Wo fängt die Autorität der Gesellschaft über das Individuum an, ohne das Individuum in die Gemeinschaft einzuzwängen? Reicht es schon, den radikalen Individualisten zu ermahnen, er möge doch bitte mehr an die Gemeinschaft denken oder sich in einer Kultur der Gemeinsamkeit engagieren, auf dass ein Mentalitätswandel sich von selbst einstelle?

Wenn Kultur die Gesamtheit der Theorien, Überzeugungen, Vernetzungen, Künste, Erkenntnisse und Wissenschaften zu einem bestimmten Zeitpunkt bedeutet, und wenn kulturelle Evolution darin besteht, dass diejenigen überleben, die am besten an die

Marktbedingungen angepasst sind – warum organisiert die Politik als Repräsentanz des Bürgerwillens dann nicht neue Märkte? Sie könnte als Gütesiegel ein *Gemeinwohl-Prädikat* verleihen, das auf mittlere Frist wiederum Prestige generiert und Rückwirkungen auf das Image hat. Jedes Unternehmen hätte auf diese Weise eine Rechtfertigungspflicht für die Gesundheit seiner Strukturen, die gesund dann sind, wenn sie eine hohe Gemeinwohlintindikation, das heißt strukturelle Rückbindung aufweisen: an die mündige Mitarbeiterschaft durch deren Gewinnbeteiligung etwa, an Eigenkapitalhaftung des Vorstands bei riskanten Investitionen sowie an die Entstehungs- und Folgekosten der Produktion.

Wenn auf einem solcherart koordinierten Markt eine große Menge kleiner Privatunternehmer mit wenigen, in öffentlichem Besitz befindlichen Großfirmen unter Selbstverwaltung koexistieren, würde das Gemeinwohl marktkonform nach Angebot und Nachfrage geregelt und über jeweils föderale Gesetzgebung staatlich reguliert. Mit einer an den staatlich geförderten

Gemeinwohlmarkt rückgebundenen Marktwirtschaft als Betriebssystem könnte man sich an eine ideale, lebens- und tragfähige Demokratie im 21. Jahrhundert annähern, deren sozialer Zusammenhalt die Voraussetzung dafür ist, dass jeder die Chance hat, seine Meinung im Austausch mit anderen in einem Diskussionsprozess zu bilden oder zu revidieren. Jeder Bürger wäre ein zuverlässiger Vertragspartner, der sich selbst repräsentiert und seine Interessen und Bedürfnisse gemäß der Wir-Norm verhandelt. Als Teilnehmer eines mikrosozialen Verbunds verhandelt er seine Aktie an der Gemeinschaft, deren Mit-Eigentümer er als erklärter Bürger ist.

Weltvermittler und Meinungsführer einer kulturellen Ordnung – Zeitungen, Magazine, Verlage, Funk- und Fernsehhäuser, Lehrer, Dozenten, Politiker, Priester, Intellektuelle, Schriftsteller, Künstler, Musiker –, sie alle müssten dauerhaft auf diesen Wandel hin arbeiten: auf eine Wertverlagerung, die zugleich Sinnverlagerung ist. Wertverlagerung als Sinnverlagerung erfordert vor allem anderen die Bewusstseinsverlagerung vom Ich zum Wir.

Als Fundament einer praxisbezogenen sozialen Ethik könnte eine *Charta des Gemeinwohls* folgende sechs Artikel aufweisen, die sich keineswegs präskriptiv verstehen, in ihrer Wandelbarkeit für den öffentlichen Gemeinwohlex aber tragfähig wären. Die Charta wäre die sittliche Grundlegung eines Gesellschaftsvertrages, der ein Programm zur individuellen Selbstregulierung einerseits, zur allgemeinverbindlichen Sicherung des sozialen Friedens andererseits vorstellt.

Artikel 1: Fundamente

Sozialversicherungspflicht

Gewinnorientierung ist das genuine Grundprinzip des kapitalistischen Geistes und bleibt mit allem Recht die treibende Kraft auch eines Gemeinwohlstaates. Da man von Staats wegen das exzessive Streben nach Gewinn – das manche Gier nennen – höchstens mit einem oktroyierten Regelwerk zähmen kann, wäre es im Sinne eines humanistischen Liberalismus klüger, die Mechanismen des Systems auf es selbst anzuwenden.

Jedes Unternehmen sollte, analog zur Sozialversicherungspflicht eines jeden Bürgers, gemeinwohlpflichtig werden. Wer Gewerbesteuer zahlt, schließt somit automatisch und gesetzlich verpflichtend eine Art Rückbindungsvertrag ab und wird dadurch gemeinwohllindiziert. Als Grundlage dient eine für jederman einsehbare Bewertungsskala mit dem GWI und der Punktevergabe. Das heißt, das Unternehmen bindet sich rück an die Gemeinschaft, aus deren Mitte heraus es agiert.

Es wäre müßig zu glauben, alle täten dies freiwillig und aus plötzlich entflammter Nächstenliebe, wenngleich sich peu à peu die Einsicht durchsetzen könnte, dass man Wirtschaft nicht gegen den Menschen betreiben kann. Die meisten Mittelstandsunternehmen verfahren seit jeher nach dem Grundsatz, ihre Mitarbeiter als Wesen und nicht als Produktionsfaktoren zu begreifen, weswegen sie als Bodenstand das Rückgrat der Republik bilden. Bei aller Kritik an mitunter betriebswirtschaftlich verblendeten und fachfremden Quereinsteigern herrschen dort zu weiten Teilen noch immer

kaufmännischer Anstand und womöglich kaufmännische Ehre vor.

Eine Sozialversicherungspflicht für Firmen könnte zum Beispiel darin bestehen, als klassische *Firma*, im Sinne des Wortes etwas *Dauerhaftes* also, per *firmare*, mit der bestärkenden Unterschrift als Signum repräsentativer Verantwortung für alles Kommende dem Standort langfristig Treue zu versichern und so einen mikrosozialen Kreislauf zu etablieren, der, trotz aller Unsicherheit und Entgrenzung im weltwirtschaftlichen Arbeitsprozess, Arbeitnehmern, Bürgern und Lokalpolitikern Verlässlichkeit *schuldet*.

Gesetzt den Fall, jedes regional ansässige Unternehmen würde eine *nationale Charta des Gemeinwohls* unterzeichnen und sich damit den Gütesiegel der Gemeinwohllindikation, der für Wertschöpfungs- und Beteiligungsgerechtigkeit bürgt, sichern, würde das Prestige des Unternehmens maßgeblich von seiner Gemeinwohlloyalität beeinflusst.

Einrichtung einer Sozialbank

Wer die *Charta des Gemeinwohls* unterzeichnet, verpflichtet sich erstens, dem Recht auf eigene Zeit seiner Mitarbeiter Rechnung zu tragen (worüber in Artikel 6 gesprochen wird) und zweitens, anfallende Renditen durch Investition in soziale Projekte rückzubinden.

Dies könnte durch die Einrichtung einer *Sozialbank* in staatlicher Hand geschehen, welche von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, ehemaligen Bundespräsidenten oder emeritierten Professoren, mit Rechtfertigungspflicht gegenüber den Unternehmen und der Öffentlichkeit geleitet würden. Die Einnahmen durch den Sozialabschlag auf Renditen (nicht auf den Umsatz) würden durch die Bank entweder als Subvention oder als zinsfreier Mikrokredit viertel- oder halbjährlich an Organisationen und Stiftungen ausgezahlt, um lokale Wirtschaftskreisläufe einzurichten und dauerhaft zu stabilisieren. Auf diese Weise könnten Gemeinwohlprojekte gezielt und dauerhaft gefördert werden. Wer, zu Recht oder auch nicht, hohe Renditen erzielt, handelt auf diese Weise letztlich immer auch

gemeinwohlorientiert. Die Höhe des Abschlags ist Gegenstand politischer Verhandlungen. Durch eine *Sozialbank* wird der öffentliche Dienst zu einem Dienst an der Öffentlichkeit und ist zugleich dem Einflussbereich privatwirtschaftlicher Logik entzogen.

Curriculum Verantwortung (CV)

Verantwortung für das Soziale ist vornehmlich Prävention und besteht vor allem in der Erziehung der Nachkommenden zu einem Handeln mit Nebenfolgenabschätzung und Fremdschadenbewusstsein. Bare Besinnungslosigkeit, perpetuierte Ignoranz gegenüber der Realität, Unkenntnis des Gegenstands und der Vorgänge, fehlendes Unrechtsbewusstsein und obsessives Interesse an maximaler Abschöpfung bei minimalem Risiko, wie sie die Verursacher der Finanzmarktkrise nicht nur allem Anschein nach kultiviert hatten, untergraben die staatsbürgerliche Moral, setzen das Gratifikationssystem aus Belohnung und Bestrafung außer Kraft und unterminieren den sozialen Frieden. Der Bürger, die

kleinste Einheit des Staates, muss es hinnehmen, dass jene, die renditetrunken Millionen versenkt haben, auf einmal nicht mehr der Logik der Optimierung unterstehen und für ihre Fehler Konsequenzen zu gewärtigen haben, dass aber ein Radfahrer, der weintrunken bei Rot über eine Ampel fährt, einen 1000 Euro teuren Idiotentest machen und vor einer medizinisch-psychologischen Kommission seiner vermeintlichen Sucht abschwören muss. Wenn der, der nach jahrelanger Abschöpfung versagt hat, nicht bestraft, sondern durch Rettungspakete und andere Staatshilfen belohnt wird, als wäre sein Versagen wertschöpfend, wird der Leistungsgedanke ad absurdum geführt.

Ökonomischer Erfolg kann nicht das einzige Kriterium politischen Fortschritts sein. Während der Lebensinhalt der Menschen in Drittweltstaaten verständlicherweise darin besteht, Geld zu erlangen, wann immer möglich, weil die Sorge der Zukunft eine Sorge um die Existenz ist, muss es sich ein Wohlstandsland wie die Bundesrepublik leisten können, über das Monetäre hinaus zu denken, womit der Skandal der Armut, vor

allem Kinder- und Rentnerarmut, in keiner Weise kleingeredet sein soll. Aber Politik kann sich nicht in der ermüdenden Idiotie eines wohlfeilen Überbietungsschauspiels meist in Wahlkampfzeiten erschöpfen, welche Partei welcher Bevölkerungsgruppe 100 Euro mehr geben will oder wer wann nach Steuersenkungen ruft, um von der Opposition postwendend als unverantwortlich an den Pranger gestellt zu werden. Je mehr das Ökonomische im Fokus des Einzelnen steht, desto weniger befasst er sich mit intellektuellen und politischen Anliegen. Eine Gesellschaft, deren Kinder morgen nicht unter Armut leiden sollen, muss heute in ihr Reflexionsvermögen investieren.

Ein *Curriculum Verantwortung* versteht sich als dauerhaft institutionalisierter Ethikunterricht in reziproker Absicht. Zum einen müsste es, flankierend zum Studium an Universitäten, Pädagogischen Hochschulen oder privaten Lehreinrichtungen, Ethik-Schulungen für angehende wie etablierte Manager

geben. Das CV wäre scheinpflichtig, und die Nachweise Einstellungskriterien für künftige Arbeitgeber.

Zum anderen würden Manager, Unternehmenslenker und Kaufleute aus den großen Bankhäusern an Schulen praktische Wirtschaftsethik unterrichten (im mindesten über ihre Alltagserfahrungen sprechen und diese somit reflektieren) und mit Schülern im neugegründeten Unterrichtsfach „Ökonomie“ in den Diskurs treten. Eine Unterrichtseinheit könnte *Das Humane und die Ökonomie* lauten, eine andere *Verantwortung und Langfristigkeit*, eine dritte *Mensch und Markt*.

Ökonomische Bildung als Bildungsgrundversorgung ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Mündigwerdung des neuen Bürgers. Wer Zusammenhänge nicht durchschaut, versteht sie nicht, wer nicht versteht, kann sich kein Urteil erlauben. Ab einem Alter von elf Jahren kann ethische Sensibilität für Bedingungen und Folgen wirtschaftlicher Produktion mindestens ebenso wertvolles Wissen generieren wie das auswendig zu lernende Verzeichnis osteuropäischer Flüsse im Erdkundeunterricht. Im besten Fall erzieht sich

die Gesellschaft durch das *Curriculum Verantwortung* zu einer unternehmerischen Ethik, die von früh auf durchdrungen ist vom Gedanken der Gemeinwohllindikation.

Unternehmen werden zudem mit Recht darauf hinweisen, dass sie ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen seit längerem nachkommen: Ohne ihre Stiftungen könnten viele Kindergärten, Altersheime und Behinderteneinrichtungen nicht existieren, und zweifelsohne könnten viele kulturellen Großveranstaltungen wie Tanz-, Theater oder Literaturfestivals oder Institutionen wie Museen, Kunstsammlungen, Orchester und Musiktheater ohne das „gesellschaftliche Engagement“ von Banken und Konzernen nicht bestehen. Sponsoring ist damit nicht gemeint, sondern langfristig angelegte Wertschöpfung, die auf nachhaltige Wirkung abzielt und auf jeden Fall begrüßenswert ist. Obwohl 90 Prozent des deutschen Kulturlebens durch Staat und Kommunen finanziert wird, kann man nicht zugleich auf nutzenmaximierende

Konzerne schimpfen und Deutschland dann für seine exzellente kulturelle Grundversorgung loben. Bei aller Freude aber bleibt festzuhalten, dass sich viele Unternehmen mit Programmen der sogenannten „Corporate Social Responsibility“, kurz: CSR, öffentliches Image und gesellschaftliche Absolution erkaufen. CSR oder auch „Social Entrepreneurship“ sind Schlagworte einer vermeintlichen Wirtschaftsethik, die auf Werte statt auf die Ware allein setzt und ihr puritanisches Fundament trotzdem nicht aus den Augen verliert. Amerikanische Sozialwissenschaftler nennen die neue Form kultureller Selbstbesinnung „Karma-Kapitalismus“, da in den Managementetagen der großen Wirtschaftsunternehmen derzeit die indische Wiedergeburtstheorie en vogue ist, die die chinesische Krieglerey aus den 1980er und 90ern abgelöst hat, als es galt, möglichst schnell auf kompromisslose Weise reich zu werden und den Gegner zu vernichten. Gutes Karma steigert das Kapital. Sünden gegen das Leben rächen sich. In diesem Selbstzähmungsvorgang

verschwistern sich auf modisch gewordene Weise protestantische Erwerbsethik und östliche Spiritualität. Man könnte CSR für eine Methode perfider Doppelmoral im Schauspiel der Selbstdarstellung eines Unternehmens halten, das sich nach außen dem Gemeinwohl verschreibt und sich dadurch moralisch unangreifbar macht: Gib den Menschen den Anschein sozialer Verantwortung und erhalte dafür Vertrauen, das sich, geschickt stimuliert, in Kaufkraft umsetzen lässt. CSR-Programme sind oft clevere, weil billige und durchaus verlockende Vermarktungsstrategien. Sie sind wie schnell einberufene Ethikkommissionen Legitimations- für ein Zertifikat der sauberen Hände. Diese Strategie verwässert den Begriff der Verantwortung, indem sie ihm scheinbar Folge leistet.

Artikel 2: Kreisläufe

Mikrosoziale Netzwerke

Kleine Verbände, die nicht notwendig politisierende Lobbies sind, vitalisieren die Demokratie, indem sie den

aufgeklärten Bürger befähigen, einzelne Bereiche und Themen für sich auszuwählen, während die Arbeit in einer Partei ihn dazu nötigen würde, ein komplettes Paket an Positionen loyal und auf Linie übernehmen und nach außen vertreten zu müssen. Mikrosoziale Verbände bestehen aus Bürgern mit spezifischen Anliegen. Weil sich jedes Individuum auf Grundlage der Verfassung engagieren kann, wie und wo er will, erfüllen mikrosoziale Verbände den Anspruch der Beteiligungsgerechtigkeit und sind im ethischen Sinn gut und gelingend.

In den vergangenen Jahren haben Selbsthilfegruppen, Nachbarschaftsnetzwerke, Bürgerwehrgruppen und karitative Aktivitäten auf enorme Weise an Zahl und Vielfalt gewonnen. Sie leisten unverzichtbaren und wertsteigernden Dienst am Gemeinwohl und erfüllen das Prinzip der Gegenseitigkeit und Anerkennung, ganz so, wie der französische Philosoph Emmanuel Levinas die Idee des dialogisch verfassten Individuums beschrieb: „Um verlässlich zu sein, muss man das Gefühl haben, gebraucht zu werden; um das Gefühl zu haben,

gebraucht zu werden, muss dieser andere auf uns angewiesen sein.“

Hilfe ist Selbsthilfe, da jeder wissen muss und kann, dass er ebenso hilfsbedürftig werden kann und auf den Anderen angewiesen ist. Das Gefühl des Angewiesenseins ist auch ein Gefühl, gebraucht zu werden und zu brauchen. Das ist keine Einschränkung der individualistischen Lebensauffassung, im Gegenteil, es entspricht der Priorität des Eigennutzes, der nur dann Kredit erhält, wenn vorher investiert wurde. Die Kommunikationstechnologien der sich ständig ausdifferenzierenden digitalen Ökonomie ermöglichen jenen Verbänden eine umfassende und selbstorganisierte Vernetzung – durch Webseiten, Blogs oder Open-source-Quellen als Diskursplattformen neuer Internet-Communities in einer jeweils zweiten, selektiven, aber offenen Öffentlichkeit.

Ehrenamt

Ehrenamtliches Engagement kann christlich oder humanistisch geprägte Nächstenliebe, sozialromantische

Empathie, moralische Kompensation oder alles zugleich sein. Ohne das Ehrenamt wäre der Korpus der Republik nicht gesund, und wer ihn als ohnehin krank oder kränkelnd empfindet, würde ihn ohne ehrenamtliche Tätigkeiten (welche ja selten jene ausüben, die Staat und Gesellschaft kritisieren) als gänzlich siech aufzufassen haben. Ohne das ehrenamtliche Engagement in den Bereichen Jugend und Alter, Krankheit, Sport und Erziehung wäre eine differenzierte Gesellschaft nicht funktionsfähig. Das Ehrenamt ist die Basis, auf die eine *Charta des Gemeinwohls* aufbaut.

Es gibt in Deutschland ein weitaus größeres Maß ehrenamtlichen Engagements als allgemein angenommen und öffentlich bekannt ist. Jeder Dritte setzt sich in seiner Freizeit regelmäßig und ohne Vergütung für die Gemeinschaft (und also das Gemeinwohl) ein.

Die meisten von ihnen sind mindestens religiös, wenn nicht hochreligiös. Sie tun es nur vorderhand für die „Ehre“, im eigentlichen aber aus der einer Einstellung heraus, die vom Individualismus abstrahiert und in der

Liebe zum Anderen womöglich eine Form der Hoffnung auf eine bessere Welt zum Ausdruck bringt. Je höher der Bildungsgrad, desto stärker, und je kleiner die mikrosozialen Einheiten, desto größer ist das freiwillige Engagement. Ehrenamtliche Arbeit vereint pro Jahr in Deutschland einen Wert von etwa 35 Milliarden Euro auf sich.

Doch kann es für eine gelingende Gesellschaft nicht darum gehen, ziviles und ehrenamtliches Engagement mancher ihrer Bürger in hohen, vielleicht den höchsten Tönen zu loben und dieselben aus der Hand der Regierung auszuzeichnen. Zu groß ist die Gefahr, dass sich der Rest der Gesellschaft und Politik durch die Ehrung des „Ehrenhaften“ ein Alibi für den Status Quo verschafft, einen Persilschein für hoffähige Doppelmoral, auf dass im Spot der öffentlichen Wahrnehmung das Gewissen beruhigt ist.

Tafel

Eines der vorbildlichsten Beispiele mikrosozialer Kreisläufe mit hoher Gemeinwohllindikation sind seit

Jahren die sogenannten „Tafeln“ oder „Tafelrunden“, die mittlerweile in fast jeder großen und kleineren Stadt anzutreffen sind. Lebensmittelunternehmer, Obst- und Gemüsehändler, Bäcker, Einkaufsmärkte, Bauern und Fleischer geben Restware oder auf dem Primärmarkt nicht angebotene Zweitware kostenlos an die „Tafeln“ ab, die diese wiederum durch ehrenamtlich agierende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter jedes Alters und jeder Schicht, kostenlos oder zu am Existenzminimum orientierten Kleinstpreisen an Bedürftige verteilen. Die Tafel fungiert als Versöhnung zwischen dem Markt und seinen Verlieren. Würde das „Tafel-Prinzip“ auf alle Branchen übergreifen, kämen Konzerne ihrer Gemeinwohlverantwortung insofern nach, als sie Teile ihrer Produktion an diversen „Tafeln“ abgäben und im Gegenzug Punkte für den GemeinwohlindeX ihres Unternehmens erlangen, die sich im gesellschaftlichen Prestige niederschlagen würden: als nachhaltiges Engagement, welches sich dadurch auszahlt, dass auch nicht Bedürftige vornehmlich Produkte mit hohem GWI kaufen.

Künftig soll es vornehmlich darum gehen, sozialen Bewegungen mit eigenem Ethos zu neuem Ansehen zu verhelfen. Das heißt auch, den öffentlichen Dienst als Dienst an der Öffentlichkeit aus dem Einflussbereich privatwirtschaftlicher Logik zu entziehen. Wenn sich, wie zu befürchten ist, der öffentliche Dienst der Marktlogik zu unterwerfen gezwungen ist, folgt daraus die Kolonisierung der Öffentlichkeit und also des Gemeinwohls durch gewinnmaximierende Privatunternehmen.

Familienhilfe

Zweifelsohne beginnen viele der strukturellen Probleme in den Familien und also für Kinder in frühem Alter. Aufgrund permanenter Zeitnot und permanenten Optimierungsstressses sind viele Eltern kaum noch in der Lage, ihren Kindern jene Aufmerksamkeits- und Einfühlungsintensität zukommen zu lassen, die diese für ein gedeihliches, gesundes, ethisch sensibles Leben bräuchten – eines Daseins in Gemeinschaft, das sowohl die eigene Bedürftigkeit wie die eigenen Bedürfnisse

reflektiert dadurch auch die Notwendigkeit zur Gemeinwohlloyalität erkennt.

Die qualitative Sozialforschung hat seit längerem den Zerfall der Großfamilien und die steigende Zahl alleinerziehender Mütter nachgewiesen. Wenn weder Großeltern noch Väter zur Verfügung stehen, werden die Kinder stärker auf sich gestellt sein– ob ihnen dadurch zwangsläufig Orientierungs- und Identifikationsfiguren fehlen, soll dahingestellt sein, ist aber wahrscheinlich.

Als fest bezahlter und entlohnter Beruf könnte ein sogenannter *Familienhelfer* die sozialen Bedürfnisse von Familien feststellen und eine in staatlichem Rahmen institutionalisierte Dauerbetreuung leisten, wie es etwa Visa-Dienste für Auslandsreisende tun. Das würde bedeuten, dass die Familienhelferin oder der Familienhelfer auf bestimmte Zeit assoziiertes Mitglied der entsprechenden Familie wäre. Sie oder er würde einkaufen, die Kinder zur Schule geleiten und wieder abholen, bürokratischen Verkehr erledigen, mit Ämtern kommunizieren, Anträge auf Förderung verwalten und auf diese Weise Eltern und Kindern möglichst viel

Eigenzeit ermöglichen. Der *Familienhelfer* muss kein deutscher Staatsbürger, allerdings der deutschen Sprache mächtig sein. Warum nicht auf diese Weise praktische Integration leisten und Migranten in einem von Ministerien und Ämtern überwachten Auswahl- und Evaluierungsverfahren Arbeitsplätze in der *Familienhilfe* anbieten und die Diversität der Kulturen als Chance zum befruchtenden Verständnis nutzen?

Ein bei kommunalen Verwaltungen als öffentlicher Dienst eigens eingerichtetes „Referat Familiendienst“ würde darüber befinden, welchen Familien in welchem Umfang ein staatlicher Familiendienst in den jeweiligen lokalen und regionalen Koordinaten zur Seite stünde. Der *Familienhelfer* wäre ein gut entlohnter neuer Berufszweig, dessen Gratifikation unter anderem in der hohen gesellschaftlichen Anerkennung bestünde. Wer die Familie als Keimzelle der Gesellschaft betrachtet, sollte mehr anzubieten haben als nur ein peu à peu erhöhtes Kindergeld oder die Einrichtung von Vaterschaftsmonaten. Ein Familiendienst würde Mütter wie Väter entlasten, indem er den Eltern erlaubte, sich

auf das Wesentliche zu konzentrieren: die Erziehung und Bildung der Kinder.

Wenn jeder Bürger in Deutschland eine Chance haben soll, unabhängig seiner sozialen Herkunft aufzusteigen, können die Bemessungsgrundlage einer erfolgreichen Persönlichkeit nicht nur Noten und Talente der Kinder sein. Es wäre angewandte soziale Verantwortung, den Status des Elternhauses, die intellektuellen und finanziellen Kapazitäten, die Zerrüttungen und Patchwork-Situationen ihrer Kinder mit zu berücksichtigen.

Kreativ-Distrikte

Mikrosoziale Einheiten entstehen, wenn Menschen mit unterschiedlichen Fähigkeiten und Interessen in einem Distrikt zusammenkommen. Die Mechanismen makrosozialer Kreisläufe, die die globalisierte Weltwirtschaft über Kontinente hinweg etabliert, könnten genauso gut auf mikrosoziale Verhältnisse übertragen werden.

Beispielsweise leben in den Metropolen Hamburg, Berlin, München und Köln hervorragende Modedesigner, doch produziert wird am Ort selbst aber so gut wie nichts. In jeder dieser Städte (und in hunderten kleinerer) leben zudem tausende von türkischen oder pakistanischen oder rumänischen Frauen, die naturgemäß sehr gut nähen und schneiden können. Warum schließen sich Designer, Näher, Stoffproduzenten und Vertriebstechniker nicht zusammen und kreieren innerhalb eines Distrikts ihrer Stadt einen kreativen Kreislauf der Textilökonomie? Nichts müsste aus dem Distrikt ausgelagert werden. Innerhalb des Gebäudekomplexes wären ebenso Obst- und Gemüsehändlern, Bäcker, Fleischer, kleine Supermärkte, Küchen oder Basare angesiedelt. Lässt man Menschen nach Eigentum, Gewinnstreben und Selbstverantwortung arbeiten, steigt die Motivation und generiert sich von selbst ein mikrosozialer Markt, auf dem jeder auf den anderen angewiesen ist. So könnten, durch staatliche Mikrokredite angeschoben, über mehrere Etagen in einem Gebäude tausende von

Arbeitsplätzen entstehen. Ausgehend von
anschwellenden Migrationsströmen in naher und
mittlerer Zukunft wären kreative Distrikt-Kreisläufe das
Abbild einer kosmopolitischen Mischung
deutschsprachiger Bürger der Bundesrepublik, die in
Eigenverantwortung ihre Geschäfte führen.

Eigenverantwortung, das ist psychologisch unumstritten,
stärkt soziale Gesinnung und motiviert Engagement. So
würde der Staat durch mikrosoziale Kreisläufe statt
Arbeitslosigkeit neue Arbeit finanzieren und das
Gemeinwohl distriktweise stärken. Als neue Modelle
mikrosozialer Einheiten könnten entweder Distrikt-
Genossenschaften oder kleinteilige
Gemeinschaftsmodule entstehen, Bildungs- und
Gründerzentren, die über Arbeitsteilung und
Nachbarschaftshilfe als Kleingemeinschaft
funktionieren.

Aus der Ich-Monade wird ein Wir-Modul mit Ich-
Teilhabe. Dieses Wir-Modul wiederum könnte mit
anderen Wir-Modulen weltweit vernetzt werden. So
entsteht eine über Interessen an kreativen Distrikt-

Kreisläufen im Textilgewerbe getragene internationale Gemeinschaft mit Ländern, aus denen manche der Migranten kommen.

Artikel 3: Räume

Häuser

Je stärker das metaphysische Obdach schwindet und Halt und Erlösung in spirituellen, teils esoterischen Ausflüchten gesucht wird, desto wichtiger ist für den strukturellen Zusammenhalt einer Gemeinschaft das Haus. Das *Haus* im altgriechischen Sinn des Wortes *oikos* versteht sich nicht nur als Haus an sich, sondern vielmehr als Hausgemeinschaft – als „oikonomisches“, also ökonomisches, sowie „oikologisches“, also ökologisches, kurzum rechtliches, politisches und wirtschaftliches Obdach einer von vielen mikrosozialen Keimzellen innerhalb der Gesellschaft.

Für Immobilien- und Bau-Unternehmen sollte es unumgänglich werden, ihrer sozialer Verantwortung insofern nachzukommen, als sie einen bestimmten Teil

ihrer Häuser als Sozial-, Künstler- und Genossenschaftswohnungen für kreative Distrikt-Kreisläufe den Kommunen zur Verfügung stellen. Anreize dafür könnten Steuererleichterungen und ein hoher GWI sein. Genossenschaftlich organisierter Wohnraum ermöglicht jungen Familien, sich in guten, innenstadtnahen Wohnlagen anzusiedeln, etabliert neue Nachbarschaften und bestellt im Herzen einer Stadt ein Soziotop aus Kunst, Musik, Literatur, sprich: den Humus einer dynamischen kulturellen Ordnung.

Werden den Kommunen (also dem Staat und insofern der Gesellschaft) Sozialwohnungen zur Verfügung gestellt, könnten auch die bestehenden Hartz-IV-Sätze ausreichen und Wohnen wäre keine weitere Belastung des Sozialstaats. Kein Bürger hat ein einklagbares, jeder aber das legitime Recht auf würdevolles Wohnen und eine würdevolle Wohnung. Voraussetzung dafür, dass durch die Bereitstellung von Wohnraum der sozialen Frieden gewahrt wird, setzt bei Immobilienfirmen und Hauseigentümern die Einsicht in die Notwendigkeit des Gemeinwohls nach der *Maxime Wertschöpfung statt*

Abschöpfung voraus. Es ist nicht vermessen zu hoffen, dass jene Individualisten, die diesertage in der Rückbindung erzogen und sozialisiert werden und später in Führungspositionen entsprechender Unternehmen hineinwachsen, diese Maxime verinnerlicht haben könnten.

U-topien

Wenn es tatsächlich in der Natur des Menschen liegt, dass er, wenn ihm etwas nicht selbst gehört, mit den Dingen der Allgemeinheit meist weniger vor- und umsichtig umgeht, als wenn es ihn selbst betrifft, dann stärkt Teilhabe oder Einbezug die Verantwortung. Je größer das Mitspracherecht ist, desto eher identifizieren sich die Menschen mit einer Sache oder Gegebenheit. Das Ziel der nächsten Gesellschaft muss sein, den immer höher werdenden Teil von Neuankömmlingen, Nomaden, Auswanderern, Asylanten oder Migranten klug einzubinden, dass die Gesellschaft stabil bleibt. Wenn der Satz stimmt, dass Eigentum Integration stärkt,

könnte man zugezogenen Ausländern ein Mitspracherecht an ihren Wohnungen einräumen. In einem Modellversuch haben ebendies die Stadt-Designer der Internationalen Bau-Ausstellung in Hamburg-Wilhelmsburg getan. Für den Um-und Ausbau des sogenannten „Weltquartiers“ im Zentrum des Stadtteils haben vor zwei Jahren sechs Heimatforscher jede einzelne Mietpartei aufgesucht und den jeweiligen emotionalen Zugang zu „Heimat“ und „Zuhause“ eruiert – in sieben Sprachen, unter anderem türkisch, persisch, französisch, portugiesisch, serbisch, arabisch, bei insgesamt 1700 Bewohnern aus über 30 Herkunftsländern. Jeder Einzelne dieses soziokulturellen Mikrokosmos konnte Wünsche äußern, die in der Sanierungsphase berücksichtigt und in den Wettbewerb hineingespielt wurden, als da, wie die IBA feststellte, in großer Bescheidenheit, zu hören war: Garteninseln vor dem Balkon, Kleinkinderspielplätze, kleinteilige Zimmer, vom Wohnzimmer getrennte Küchen, Loggien, Terrassen, Balkone, ausgebaute Dächer. Jeder Entwurf des Wettbewerbs wurde von den Bewohnern bewertet,

deren Meinungen wiederum dem Preisgericht mitgeteilt wurden.

Obwohl es kaum kulturspezifische Unterschiede gab und die meisten Bewohner vornehmlich mit Überleben beschäftigt sind, ist diese Form der niederschweligen, mehrsprachigen, interkulturellen und direkten Partizipation ein vorbildlicher Versuch, Integration städtebaulich voranzutreiben.

Der Versuch der IBA Hamburg-Wilhelmsburg zeigt, dass Urbanistik in erster Linie soziale Ethik und Städteplanung die Umsetzung einer Utopie des Gemeinwohls sein kann. In einer Siedlung der städtischen Wohnungsbaugenossenschaft sind stabile Mieten garantiert und ist ausgeschlossen, dass Immobilienspekulationen die unteren wie kulturschaffenden Schichten der Gesellschaft dauerhaft extegrieren und an den topografischen Rand der Stadt schieben.

Generationenräume

Mehrgenerationen-Häuser oder intergenerationelle Wohngemeinschaften sind seit längerem bewährte mikrosoziale Einheiten praktizierter Generationenethik. Senioren geben Acht auf die Kinder ihrer Kinder oder Kinder anderer Vertrauter, vermitteln Erfahrungen, stellen Orientierung, betreuen umfassend und geben Halt und Haltung. Im Gegenzug bleiben Rentner und Alte in den Korpus der Gesellschaft integriert und aufgehoben und partizipieren am Fortgang der Welt. Im Umgang mit Alten und Jungen beweist ein Gemeinwesen seine moralische Reife.

Artikel 4: Pflege

Investitionsklugheit

Das Menschenrecht auf unantastbare Würde ist vornehmlich ein Recht auf Selbstbestimmung und Selbstwahl, aber auch ein Recht auf Pflege in Situationen, da, er, der einzelne Mensch hilflos und nicht mehr autonom ist. Sittlich ist, was die Realität anerkennt. Es wird zu einer neuen Verantwortungskultur

kommen müssen, wie wir mit Personen am, Ende ihres Lebens umzugehen, die nicht mehr in der Lage sind, selbständig ihr Leben zu führen, nicht nur in Betreuungsheime abdrängen, sondern auseinandersetzen, wie wir andere Formen personalen Lebens im sozialen Raum integrieren wollen, dass wir nicht mehr über Ausgrenzung gehen.

Autonomie ist einer der am höchsten veranschlagten Werte eines humanistischen Liberalismus und zugleich einer der heute problematischsten. Autonomie als gesellschaftlicher Leitwert und verstanden als individuelle Selbstgesetzgebung impliziert einen hohen Anspruch an die Qualität des Lebens, aber auch an eine bestimmte Qualität des Sterbens. Bestimmt sich das Individuum aber ausschließlich selbst, sind soziale Bezüge, Rückbindungen, Einbettungen per definitionem vom Begriff der Autonomie ausgenommen. Wenn *Autonomie* die an keinerlei Interessen gebundene Emanzipation oder Abwehr jeglicher Fremdverfügung bedeutet, kann es zu Zuständen kommen, in denen dem gewöhnlich autonomen Individuum keine autonome

Entscheidung mehr möglich ist. Wenn im Fall einer schweren Beeinträchtigung der individuellen Steuerungsfähigkeit, obwohl der Hirntod als Kriterium für den Tod noch nicht festgestellt ist, kann nicht mehr von Autonomie gesprochen werden. Durch die Fähigkeiten der Gerätemedizin zur indefiniten Lebensverlängerung wird der Terminus ‚würdevoller Tod‘ immer öfter in Frage gestellt. Wer kann, wer darf über Sterben und Tod des Einzelnen entscheiden, wenn er selbst dazu nicht mehr in der Lage ist? Und wann genau nist er dazu nicht mehr in der Lager, und wer befindet darüber, wann dies so ist?

Am Ende des Lebens ist Autonomie ebenso in Frage gestellt wie an seinem Beginn.

Vor dem Hintergrund eines fragwürdigen Begriffs von Autonomie als Grundlage des Individualismus muss ein neues Verhältnis zwischen Pflegenden und Gepflegten austariert werden. Alte, Kranke, Demente und Behinderte sind nicht oder nicht mehr funktionstüchtig im Sinne einer instrumentalisierbaren Arbeitskraft. Ihre Leiber verfallen und werden einer Gesellschaft zur

Belastung, die sich vornehmlich über permanente Optimierung, Steigerung, Kontrolle, Wachstum, Jugend, Fitness und Schönheit definiert. Die Denunziation des Alters ist ein kein systemisches, es ist ein kulturelles Problem. Der Mensch ist zurückgeworfen auf seine Verletzbarkeit und Gebrochenheit.

Da es zur sozialen Ethik des Gemeinwohls gehört, dass jeder ein angemessenes, das heißt lebenswertes Leben haben soll, muss der Umgang mit Alter, Sterben und Tod künftig neu bedacht werden. Der demografische Faktor beschert der Bundesrepublik bekanntlich immer mehr alte Menschen, die infolge perfektionierter Medizintechnik, neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse, körperlicher Sensibilität und gesundheitspolitischer Aufklärung immer länger leben. Auch nach Erreichen des Rentenalters werden sie im Schnitt noch 25 Jahre mit guter Gesundheit rechnen können. Im Jahr 2050, prophezeien Hochrechnungen, werden zwei Drittel der Deutschen über 65 sein.

Steigt die Lebenserwartung heißt das aber auch, dass Eltern, Großeltern und vielleicht Urgroßeltern zu

versorgen sind. Empirische Fakten verweisen auf die Tendenz, dass zunehmend weniger Menschen zuhause und von der eigenen Familie gepflegt werden. Diese Alten würdevoll zu versorgen, erfordert eine vernünftige Bezahlung der Pflegekräfte. Das Umlageverfahren des Generationenvertrags, welches bekanntlich die Versorgung der Älteren durch die Jüngeren, funktioniert ausschließlich, solange genügend Erwerbstätige zur Verfügung stehen und die Relation zwischen Erwerbenden und Empfangenden proportional stabil bleibt. Gesundheitsökonomien aber prophezeien für die kommenden vierzig Jahre eine soziökonomische Kluft zwischen stark steigender Nachfrage nach ambulanter und stationärer Pflege und jenen, die diese Nachfrage finanzieren können. Da Solidarität systemisch in erster Linie finanziell verstanden wird, kommen zwangsläufig große Probleme auf den Wohlfahrtsstaat zu. Der Staat wird in naher Zukunft nur noch eine Grundversorgung für die einzelnen Versicherten gewährleisten können; alles darüber Hinausgehende wird von einer immer wichtiger werdenden privaten Vorsorge

gedeckt werden müssen. Risikogruppen müssen entsprechend des wissenschaftlich bewiesenen Risikos ihrer Lebensführung einen weit höheren Anteil an privater Vorsorge tragen, um das Solidarprinzip gerecht zu halten.

Weil die Verwaltung nicht mehr funktionstüchtiger Mitglieder der Gesellschaft, der Kranken, Alten und Behinderten, keinerlei Buchgewinn abwirft, haben Optimierungsstreben und Effizienz kalkül unter allen Bereichen, die in den Sog des Ökonomischen geraten sind, in der Arbeitsorganisation des Pflegewesens am verheerendsten gewirkt. Die Zahl der Krankenhäuser hat sich seit 1995 um fast 10 Prozent reduziert, jene der Betten um 16 Prozent, die der Beschäftigten im Pflegedienst um fast 15 Prozent. Auf die verbliebenen Vollzeitkräfte in der stationären Pflege kam eine Zunahme der Pflegefälle um 24 Prozent bei gleichzeitiger Reduzierung der Pfl egetage um 12 Prozent zu, was bedeutet: Verdichtung, Zeitnot, Überlastung, Burnout. Das Einstiegsgehalt für eine Gesundheits- oder

Krankenpflegerin liegt zwischen 1800 und 2000 Euro brutto.

Wenn laut Allensbacher Berufsprestige Skala aus dem Jahr 2005 der Pflegeberuf nach dem des Arztes auf Platz 2 rangiert, müsste der hohen Einschätzung seiner gesellschaftlichen *Bedeutung* auch ein hohes *Ansehen* in Gesellschaft und Politik entsprechen. Das tut er aber nicht. Vorschläge zur Stärkung der Motivation der Pflegeberufs liegen auf dem Tisch: Entlastung der Servicekräfte von niederen Tätigkeiten, größere personale Verantwortung des Einzelnen im gesamten Pflegeprozess, mehr Zeit für Patienten sowie Leistungszulagen bei höheren Anforderungen. Für die Zukunft vorausgesagt aber werden, im Gegenteil, tendenziell kürzere Pflegezeiten, dünnere Personalpläne, kleinere Schichtmannschaften, kurzum: mehr Leistungsdruck für immer weniger Beschäftigte bei immer weniger Lohn. Könnte ein Mindestlohn in der Pflege den schlimmsten Missständen wehren? Warum kapitalisiert man beispielsweise nicht den Pflege- und Betreuungssektor insofern, dass, durch

staatliche Anreize, bei geleisteter Grundversorgung und mit entsprechenden Anreizen bei Lern- und Umschulungsprogrammen, nach dem Wettbewerbsprinzip dort neue Arbeitsplätze geschaffen werden, wo sie am dringendsten vonnöten sind: in den Familien, Heimen und Hospizen einer Gesellschaft mit zunehmend älteren Mitgliedern, in der es fahrlässig und unreif wäre, allein auf Jugend, Fitness, Schönheit und deren überaus eingeschränkte Halbwertszeit zu setzen. Es würde einer klugen Gemeinwohlethik entsprechen, Weiterbildungsmöglichkeiten vor allem für Tätigkeiten im Pflegebereich oder der Erziehungsarbeit in Schulen oder Horten zu fördern. Gemeinwohl definiert sich dadurch, wie eine Gesellschaft mit dem Anfang und Ende des Lebens umgeht: mit den Kindern und den Alten.

Da die Maxime der kurzfristigen Abschöpfung langfristig in den Ruin führt, weil jeden Einzelnen zwangsläufig Alter, Defekt und Krankheit erreicht, handelte der Individualist in angewandter Klugheit, investierte er in eine Struktur würdevoller Pflege, in

deren Genuss er aller Wahrscheinlichkeit dereinst selbst kommt. Wert hat, was Sozialsinn macht. Wertschöpfung drückt sich aus in langfristiger Reife, nicht in kurzfristigem Buchgewinn.

Artikel 5 : Integration

Mediatoren

Niemand Ernstzunehmendes wird bezweifeln ist, dass die deutsche Gesellschaft in der kulturellen Zusammensetzung künftig wesentlich heterogener geprägt sein wird als gestern und heute zusammen: mit Zuwanderern aus arabischen, afrikanischen und osteuropäischen Ländern, mit indischen, chinesischen, pakistanischen oder polnischen Arbeiterinnen und Arbeitern. Blind wäre, wer verkennte, dass Deutschland längst ein Einwanderungsland ist. Die entstehende Trennlinie wird dabei nicht mehr religiös oder kulturell, sondern zunehmend *sozial* definiert sein. Je isolierter die Schicht der Bildungs-Armen welcher Ethnie oder Religion auch immer ist, desto höher ist ihre Konflikt-

und Gewaltbereitschaft und desto gefährlicher ist diese Entwicklung für den sozialen Frieden. Soll derselbe als höchstes Gut der Bundesrepublik gewahrt bleiben, muss die soziale Integration anderer Kulturen viel früher als bisher stattfinden.

Integration heißt künftig vor allem interreligiöse Integration. Ein paar Daten aus dem *Religionsmonitor* der Bertelsmann-Stiftung von Anfang 2009 skizzieren das gesellschaftliche Gewebe wie folgt: 3,5 Millionen Menschen in Deutschland bekennen sich zum muslimischen Glauben; 90 Prozent davon sind als religiös, 50 Prozent als hochreligiös einzustufen. Dazu kommen 300.000 Buddhisten und 100.000 Hinduisten. Jeder vierte Einwohner Nordrhein-Westfalens hat bereits heute einen Migrationshintergrund, und im Jahr 2030 könnte ein Viertel der Menschen in der gesamten bundesdeutschen Gesellschaft einen solchen Hintergrund haben. Von den muslimischen Migranten sind die Hälfte in religiösen Vereinigungen organisiert. Interpretiert man die Ergebnisse vor dem Hintergrund der Fertilitätsrate, wird man auf lange Frist hinaus eine Zunahme

organisierter Religiosität in der deutschen Gesellschaft annehmen können.

Das bedeutet in erster Linie, dass gesellschaftliche Integration immer zugleich Integration von religiösen Vorstellungen ist. Zwei Drittel der Männer und drei Viertel der Frauen in Deutschland sind religiös – in Westdeutschland insgesamt 80, in Ostdeutschland etwa 30 Prozent. Das wird dann relevant, wenn es um Grundbegriffe der jeweiligen Kulturen geht: Freiheit, Autonomie, Menschenwürde. Der Muslim versteht unter Freiheit, dem Koran wortgenau folgen zu dürfen, was ein deutscher Staatsbürger womöglich als völlige Unfreiheit einstufen würde. Ein neben „Freiheit“ zweiter wesentlicher Begriff ist „Ehre“. Im aufgeklärt-westlichen Gesellschaftsmodell ist „Ehre“ an Leistung geknüpft, an den Erwerb von Prestige aufgrund einer umgesetzten Idee oder einer Tätigkeit, die, wie etwa die Redlichkeit des fleißigen Kaufmanns ins der „Kaufmannsehre“, von allen als vorbildlich anerkannt wird. In muslimischen Gesellschaften lässt sich „Ehre“ nicht erwerben, nur verlieren. Man verliert sie, indem man dem

patriarchalisch geprägten „Ehrenkodex“ einer Gemeinschaft nicht nachkommt und öffentlich an Ansehen verliert – ob durch sexuelle Verfehlungen, fehlenden Gehorsam oder Respektverletzung. Im islamischen Kontext ist Familie „Ehre“. „Ehre“ ist ein nicht erwerbbarer Besitz, der ständig verteidigt werden muss. Wenn der „Ehre“ eine derartige Wichtigkeit zugesprochen wird, sind die Sanktionen bei ihrer Verletzung zwangsläufig drastisch. In den vergangenen Jahren gab es immer wieder sogenannte „Ehrenmorde“ in Deutschland, wenn Männer, meist Brüder, den „Ehrverlust“ der Familie durch Ehebruch oder Selbstverwirklichung der Schwester oder Ehefrau bestraften, indem sie, scheinbar im Einklang mit dem Koran, die Frau töteten.

Die soziale Infrastruktur der deutschen Gesellschaft ist von christlichen Institutionen durchdrungen. Die Verfassung basiert auf christlicher Werte-Ethik und der Begriff der „Ehre“ wurde durch den Begriff der „Würde“ ersetzt. Nach institutionalisierter Diskurs darüber, wie vor der Kulisse der bundesdeutschen Verfassung

muslimisch verstandene „Ehre“ und republikanisch verstandene „Würde“, wie der islamische Begriff der Freiheit mit dem christlich-humanistischen harmonisiert werden könnte, steht die Frage zu Verhandlung, welche Medien oder Mechanismen Menschen mit Migrationshintergrund an das deutsche Gemeinwohlprinzip rückbinden könnten. Bedenkenswert sind vor diesem Hintergrund die Erkenntnisse von Erziehungswissenschaftlern, denenzufolge Migranten häufig ein Milieu repräsentierten, in dem Bildung nichts zählt und sie ihre Lage nicht über Lernprozesse interpretierten sondern rein schicksalhaft.

Eine überzeugende Idee ist die Lotsenschaft mithilfe sogenannter Mediatoren – die Erziehung und Führung von Migranten durch Migranten. Einige Mentorenprojekte sind erfolgreich genug, um Vorbildfunktion haben zu können: Muslime, Türken etwa, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, bringen als Gesundheits- oder Bildungslotsen anderen, zugewanderten Muslimen aus Pakistan oder Indonesien das Verständnis der kulturellen Ordnung der

Bundesrepublik, des Systems, seiner bürokratischen Anforderungen und sprachlichen Eigenarten nahe und leisten durch transkulturelle Aufklärung angewandte Integrationsarbeit. So erhöht sich nicht nur die Chance der Migranten, aktive wie passiv am deutschen Gemeinwohl teilzunehmen, sondern es erhöht sich auch die Chance für eine dauerhafte Verständigung zwischen kulturell unterschiedlich geprägten Menschen.

Krankenkassen, Universitäten und Landesregierungen fördern derartige Mediatorenprogramme. Ein von der Essener Bildungsstiftung *Mercator* initiiertes und mit zehn Millionen Euro finanziertes Projekt sieht vor, Lehramtsstudenten deutscher Universitäten an ausgesuchte Schulen zu schicken, um Migrantenkindern Deutschunterricht zu erteilen beziehungsweise deren Sprachkenntnisse weiter zu fördern. Die Studenten können dabei die Praxistauglichkeit ihrer Theorien testen, die Schüler verbessern sich, wie erste Ergebnisse nahe legen, bis zu einer ganzen Note. Würde Unternehmen ihre gesellschaftliche Verantwortung umfassender wahrnehmen, würden sie nicht nur

Kunstevents und Sportturniere sponsern, sondern sich dauerhaft dort engagieren, wo die Zukunft entsteht, von deren gesunder Struktur sie schließlich profitieren. Der Bonus steht im Zentrum jeder Gratifikation. Wenn es gelänge, durch den Bonus nicht Ab- sondern Wertschöpfung zu belohnen, wäre dies nicht nur eine Wert- sondern auch eine Bewusstseinsverlagerung. Die Ich-Bezogenheit als unverrückbare Grundlage der liberalen Kultur macht die Verständigung mit dem genuinen Gemeinschaftsdenken des Islam etwa durchaus schwierig, gerade, wenn es um den antitotalitären Grundkonsens der res publica geht. Nicht allen muslimischen Deutschen ist der Verpflichtungscharakter der Shoah unmittelbar einleuchtend. Wenn Muslime das Grundgesetz bejahen, wenn sie die deutsche Sprache so beherrschen, dass Verständigung möglich ist, dürfen ihnen die Bürgerrechte nicht verweigert werden. Sie müssen arbeiten und wählen dürfen. Wer nicht wählen darf, kann an politischer Bestimmung nicht teilhaben. Kein Migrant vermag patriotische Gesinnungen zu entwickeln, wenn er nicht

mitbestimmen kann. Wer kein Wahlrecht hat, wird institutionell ausgegrenzt. Man kann nicht Bürger eines Staates sein, mit dem man nicht kommunizieren kann.

Kinder- und Jugendbildung

Integration bedeutet ferner, Kinder und Jugendliche aus ethnisch, sozial oder religiös definierten Randgruppen in die Mitte der Gesellschaft rückzubinden. Jeder Mensch, welcher Hautfarbe, welchen Geschlechts, welchen Glaubens auch immer, hat ein förderungswürdiges Talent. Man weiß seit langem, dass neben psychologisch gut ausgebildeten, also zu Motivation fähigen Lehrern, die individuelle Betreuung und Förderung jedes einzelnen Schülers vonnöten ist, um gute Bildungsergebnisse zu erzielen.

In den USA und GB gibt es seit längerem diverse Bildungsinitiativen mit dem Namen „Teach first“. An sozialen Brennpunkten werden besonders motivierte und fähige Lehrer bereitgestellt, die über einen gewissen Zeitraum zu Begleitern von Klassen werden. Auf diese Weise qualifizieren sie sich als Führungskräfte, erwerben

den Titel eines „Bildungsbotschafters“ und werden von unterstützenden Unternehmen bevorzugt eingestellt. Das Projekt „Teach first“ setzt auf engagierte, lernwillige Frauen und Männer, die in Jugendgruppen, als Schülersprecher oder Sporttrainer bereits Führungskompetenzen bewiesen haben und neben persönlicher Disposition für Freude, Begeisterungsfähigkeit und Belastbarkeit hervorragende Abschlüsse mitbringen. Als „Fellows“ werden sie regelmäßig von den Schülern bewertet und von externen Tutoren unterstützt. Finanziert werden diese „Fellows“ von Stiftungen, Mäzenen, Unternehmen und staatlichen Einrichtungen. Auf diese Weise lassen sich besonders schwache wie besonders begabte Schüler fördern. Je früher eine sozialpädagogisch imprägnierte Form der gezielten Förderung ansetzt, desto prägender ist sie. Bildung schafft die Voraussetzungen für weitere Bildung, und frühkindliche Motivation, haben Psychologen erkannt, ist der effektivste Motor für lebenslange Motivierbarkeit.

Langzeitstudien aus den USA zeigen, dass die öffentliche Hand für jeden Dollar, den sie in Kinder aus sozial schwachen Familien investiert, später das bis zu Siebenfache zurück erhält. Gezielt geförderte Kinder haben bessere Schulabschlüsse, leben nicht von Sozialhilfe und werden weniger oft kriminell. Gemeinwohlökonomisch betrachtet ist das eine sinnvolle soziale Rendite.

Andere Projekte setzen auf junge Akademiker, die, gegen eine Aufwandsentschädigung, in Schulen mit großer Integrationsproblematik als Mentoren wie Vorbilder wirken, mit den Schülern über Zukunftschancen und Perspektiven reden oder die Kinder beraten, einen höheren Bildungsweg einzuschlagen. Ohne Zweifel ist in einem Gemeinwohlstaat der Beruf des Lehrers einer der wichtigsten und zugleich schwierigsten. Entscheidend ist hier wie überall die Erkenntnis, die John Stuart Mill als Grundgesetz eines funktionierenden Gemeinwesens formuliert hat: Wer seine Rechte und Interessen selber wahrnimmt, erzieht sich selbst zu Selbstvertrauen und

Mut und gewinnt auf diese Weise ein Wissen um die eigene Leistung.

Artikel 6: Zeit

Recht auf Eigenzeit

Ein Recht auf eigene Zeit ist ein Recht auf Freiheit, weil es dem Recht auf Selbstbestimmung entspricht.

Ein Gemeinwohlstaat muss die Kategorie „Zeit“ als zentralen Faktor für Wohlstand und Gerechtigkeit genauso mit einberechnen wie andere mit spezifischem Gegenwert versehene Güter: Steuern und Abgaben, Rechte und Pflichten. Zeit ist auf Dauer gesehen kostbarer als Kapital, wie Zeit über die soziale Übereinkunft als Maßeinheit hinaus das Leben schlechthin ist. Deshalb sollte das „Recht auf eigene Zeit“, das Individuen und Gruppen die Befugnis verleiht, ihre Zeit-Belange auch ohne rechtliche Einklagbarkeit im politischen Entscheidungsprozess berücksichtigt zu sehen, der Leitwert einer Kultur des Gemeinwohls sein. Es sollte den Horizont eines Gemeinsinns bilden, in dem

Begriffe wie Muße, Kommunikation, Andacht eine ebenso tragende Rolle spielen wie ein Ethos der Sorge, des Füreinander-Daseins. Ein Recht auf eigene Zeit ist nichts anderes als eine Neuformierung des Begriffs der Freiheit unter veränderten Paradigmen. Es fordert gemeinsame Zeiträume ein und das Recht des Individuums, seine Lebenszeit nach eigenen Belangen und Notwendigkeiten zu gestalten, ohne dafür diskriminiert zu werden. Jeder Bürger einer Stadt hätte so das Recht, *seine* Vorstellungen der kommunalen Ausgestaltung des individuellen und kollektiven Zeitgebrauchs politisch einzubringen, was etwa Fahrpläne, Schulbeginn, Öffnungszeiten für Läden, Ämter, Schwimmbäder oder Bibliotheken betrifft. Die italienische Gesetzgebung aus dem Jahr 2000, in dieser Hinsicht vorbildlich, sieht genau jene Form der Partizipation des Bürgers vor.

Ganz pragmatisch gesprochen könnte zudem, wie der Vorsitzende der „Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik“ kürzlich vorschlug, ein vom Parlament gewählter „Bundesbeauftragter für Zeitpolitik“ installiert werden,

der über wissenschaftliche und finanzielle Ressourcen verfügt, um auf interdisziplinärem Wege normative Lösungen zu erarbeiten. Mit dem Grundrecht auf eigene Zeit könnte auf mittlere Frist erreicht werden, was innerhalb des bestehenden Systems zu „Zeitwohlstand“ führt: dass Zeit als *Wert an sich* betrachtet wird. Jeder, ob Gruppe oder Individuum, muss nach seinem eigenen Tempo vorangehen dürfen - oder auch nicht. Das Bewusstsein für Zeit käme einer neuen Synchronisierungsleistung von Natur und Kultur sehr nahe. Das wäre der „New Deal“ der nächsten 20 Jahre.

Kontensysteme

Jeder Bürger erhält ein „Zeit-Guthaben“ und ein „Ziehungsrecht“ für ein Quantum zwischen fünf bis acht Jahren Lebenszeit über seine Biografie hinweg. Er kann das Quantum am Stück oder in Teilen zu einem von ihm selbst bestimmten Zeitpunkt „ziehen“ für ureigene Zwecke wie Weltreisen, berufliche Weiterbildungen, Elternschaften, Sabbaticals und dergleichen nutzen.

Kontensysteme und Ziehungsrechte setzen auf Selbstbestimmung und Eigenverantwortung des Individuums, auf eigene Gestaltung von Geben und Nehmen, Sparen und Einsetzen. Vorläufer einer Politik der Eigenzeit sind bereits heute etwa in der innerbetrieblichen Praxis von Arbeitszeitkonten in großen Konzernen zu erkennen, auf die der Einzelne seine Arbeitszeit in Form von Überweisungen auf Zeitkonten einzahlt und abhebt. Der Grundgedanke der Langzeitkonten besteht darin, dass Unternehmen die Überstunden des Mitarbeiters nicht mehr bezahlen, sondern auf ein individuell für ihn eingerichtetes Zeit-Konto buchen. Ist die Auftragslage eines Unternehmens gut und arbeiten die Angestellten mehr als betrieblich vereinbart, lassen sie sich Überstunden auf ihr Zeit-Konto buchen. Ist die Auftragslage schlechter oder herrscht gar Flaute, können die Angestellten, ohne das regelmäßige Einkommen einzubüßen, ihr Zeit-Guthaben en bloc nehmen.

Der Umrechnungskurs der Überstunden lässt sich innerbetrieblich frei verhandeln. 1600 Überstunden etwa

ergäben ein Jahr Freistellung. Kommt man auf 3200 Überstunden, könnte man sich zwei Jahre Auszeit nehmen. Auf diese Weise entstünden für die Beschäftigten völlig neue Formen der Lebensplanung, die sie für ihre Zwecke selbst flexibel gestalten. So wird der Arbeitnehmer zum unternehmerischen Selbst in eigener Sache, nicht länger als Objekt des Imperativs zur Optimierung; er handelt eigenverantwortlich mit seinem Zeitguthaben.

Für den Gemeinwohlstaat und eine neue kulturelle Ordnung liegen die Vorteile eines Rechts auf eigene Zeit auf der Hand: die weit bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Sabbaticals, Auszeiten, Weiterbildungschancen und also höhere Lebensqualität. Das System der Konten und Ziehungsrechte lässt sich genauso gut auf andere soziale Bereiche übertragen. Nehmen wir an, jeder Erwachsene in Deutschland hätte ein Bildungskonto, ein Rentenkonto, ein Beschäftigungskonto und ein Gesundheitskonto, auf das er einzahlt. Bei Bedarf könnte er von diesen Konten so viel entnehmen, wie er braucht. Im Falle plötzlicher

Arbeitslosigkeit könnte er monatliche Beträge abheben, deren Höhe staatlich festgesetzt wird. Ist das individuelle Beschäftigungskonto leer, tritt die Gemeinschaft der Steuerzahler als Notfallsicherung ein und der Arbeitslose erhält, ähnlich wie jetzt, Geld aus der Arbeitslosenversicherung. Die Konten der Reichen würden besteuert, die Konten der Armen subventioniert. So wäre garantiert, dass jeder Einzelne aber an der sozialen Sicherung der Republik beteiligt wäre, und jeder Einzelne hätte eine Aktie an seiner eigenen sozialen Sicherheit. Das, was nach einer Besteuerung auf dem Konto bleibt, bliebe ihm, dem Bürger, allein. Jeder Einzelne wäre somit animiert, sich aktiv um Einkünfte zu kümmern, will er seine Konten nicht plündern. Wenn am Ende der Arbeitslosigkeit auf dem Beschäftigungskonto ein Saldo bleibt, könnte dasselbe auf das Rentenkonto übertragen werden, mit der Folge, dass jeder, der nicht arbeitslos ist, eine höhere Rente erhielte. Kurzum: der Einzelne soll seine Talente einbringen, die Verantwortung für seinen gesamten

Lebenszyklus aber auch so weit als möglich selbst tragen.

Erste Ansätze eines Rechts auf eigene Zeit sind in der exekutiven Politik angekommen. Die Bundesfamilienministerin von der Leyen sprach sich Mitte des Jahres für die Einführung des sogenannten Familienzeitkredits aus, der es Erwerbstätigen erleichtern soll, sich durch Auszeiten im Beruf oder Arbeitszeitreduzierung der Erziehung oder Pflege zu widmen. Unabhängig von Einkommen und Vermögen sollen jene, die den Familienzeitkredit in Anspruch nehmen, über die Dauer von bis zu einem Jahr monatliche Auszahlungen erhalten, die sie zu günstigen Konditionen langfristig zurückzahlen. Der Staat soll dabei als Bürge der Kreditnehmer auftreten.

Zeit-Unterricht

Je früher ein Mensch für das Problem *Zeit* sensibilisiert wird, desto besser kann er mit ihm umgehen. In einem flächendeckenden Ethik-Unterricht, der jedem Kind von früh auf zuteil wird und den Religionsunterricht

keineswegs ersetzt, sondern in sich aufnimmt, würde die Unterrichtseinheit „Zeit“ in den Unterstufen aller Schularten wesentlich als Bildungsfaktor begriffen werden. Weil „Zeit“ zu einem der wichtigsten ökonomischen, politischen und sozialen Faktoren der Gegenwart geworden ist, sollte sie eine Disziplin in schulischen Curricula werden – und nicht nur in gymnasialen. *Zeit* ist ein hervorragendes Querschnittsthema, das alle anderen Disziplinen berührt: die Philosophie und die Frage nach dem Sein in der Zeit?; die Religion und die Frage nach Schöpfung und Endlichkeit?; die Physik und die Frage, ob es Zeit als solche gibt; die Geschichte und die Frage nach dem Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart; die Biologie und die Frage, welches die Mechanismen von Wachstum sind; die Psychologie und die Frage: Wie erlebt der Mensch die Wahrnehmung seiner selbst als dauerhaft?

Und ein letzter Gedanke: Könnte man nicht am Anfang jeder Schulstunde ‚Zeitunterricht‘ für fünf Minuten eine Art Meditation vornehmen, damit Kinder wieder spüren

lernen, was Zeit ist, damit sie Zeit als solche spüren
lernen, damit sie sich spüren lernen?

Epilog

69.

Ist am Ende all das naiv, gar auf pathetische Art
idealistisch? Aber ja. Jede Veränderung beginnt mit dem
Naiven, dem Udenkbaren, dem spielerisch Staunenden.
„Der Mensch ist frei geboren, und überall liegt er in
Ketten.“ So lautet der erste Satz des *Contrat social* von
Jean-Jacques Rousseau aus dem Jahr 1762. Genau
betrachtet hat sich bis heute nicht viel geändert. Heute
liegt, gefangen im Kerker seines Ichs, der Einzelne in
den Ketten seiner Freiheit. In der Morgenröte einer
neuen Epoche, da das Regime der Optimierung und

Entgrenzung erodiert ist, geht es um die neu austarierte Verhältnisbestimmung von Haben und Sein, Sinn und Glück in einer nächsten Gesellschaft, in der jeder Wert den gleichen Wert besitzt und jede Norm auf gleiche Weise normt und es doch nicht tut.

Alle aufgeklärten Gesellschaften des 21. Jahrhunderts müssen ihre Theoreme und Grundlagen permanent revidieren und ihre kulturelle Ordnung ständiger Neubegründung unterwerfen, um dem sozioökonomischen Wandel gerecht zu werden, um die weltweite Migration bewältigen, neue Gruppen aufnehmen und sich wandelnde kollektive Identitäten synchronisieren zu können.

Mit dem Glück eines über neue Eliten, eine herausragende Persönlichkeit im Bundespräsidialamt und eines medial beförderten Bewusstseinswandels könnte in der Tat eine Epoche der Gemeinwohlgesellschaft anbrechen – und wenn nicht ein Zeitalter des Gemeinwohls selbst, dann im mindesten der Sinn dafür. Diese Gemeinwohlgesellschaft eingemeindet das selbstbestimmte Individuum und beugt dem

spirituellen wie politischen Vakuum vor. Ist der Diskurs einmal etabliert, entsteht womöglich eine avantgardistische soziale Bewegung, durch die bestehende Differenzen überwunden werden, um gemeinsame Interessen zu mobilisieren. Sich unter einem solchen Ziel zu versammeln, ist ein ursprüngliches Moment von realer Demokratieerfahrung – die Erfahrung konstruktiver Veränderung, die für die Demokratie als solche belebend ist. Natürlich kann niemand auf eine Norm hin genormt oder zur Einhaltung von Werten gezwungen werden. Aber wenn die Bürger der nächsten Gesellschaft sich mit vergleichbarer Obsessivität, mit der sich die Bürger der letzten Gesellschaft auf den Ruinen einer ohne jeden Zweifel schändlichen Vergangenheit 1933 folgende bis auf den heutigen Tag wieder und wieder moralisch zensieren, einmal *prospektiv* definieren würden, wenn sich *die* Deutschen eine von reflexivem Patriotismus angehauchte bürgerdemokratische Gesinnung gönnen könnten, durch die jeder, der Ich sagt, auch Wir sagt, und jeder, der Wir sagt, Ich sagt, wäre ein Anfang gesetzt.

Um das zu erreichen, müsste jeder Einzelne künftig aktiv an der eigenen Mündigkeit arbeiten und dieselbe vor und für sich selbst verantworten, ohne sich politisch rechtfertigen zu müssen. Steuern zahlen und Wählen gehen sind das Minimum einer angewandten Wir-Norm. Deren Imperativ lautet vielmehr: Misch dich ein! Die Beteiligung jedes Einzelnen ist das erste Recht, die erste Pflicht und die erste Schuld, die aus einem neuen Vertrags der Gesellschaft mit sich entsteht. Die ideale Gesellschaft ist kein abgeschlossener, institutioneller Rahmen. Aber sie ist, wenn sie sich auf die Gemeinwohlverantwortung, auf Beteiligungs- und Wertschöpfungsgerechtigkeit verlassen will, eine offene und sich innerhalb ihrer selbst ständig verändernde Ordnung, die Veränderungen durch Diskussion in freier Öffentlichkeit verhandelt und durch Transparenz Vertrauen in die Gerechtigkeit ihres Verfahrens schafft.

70.

Letztlich geht es im Leben der Menschen immer nur um die *Conditio Humana* und die je neue Verabredung der

Einzelnen, die Bedingungen ihres Lebens im gemeinsamen Lebensraum gelingend zu gestalten. Man kann nicht oft genug betonen, dass der Staat *wir* selbst sind, dass Gesellschaft *wir alle* sind, dass Kritik an Staat und Gesellschaft Kritik an *uns* ist, und dass jeder, der Kritik übt, dieselbe in eigenem Interesse konstruktiv vorbringen muss, weil sie Kritik an ihm selbst ist. Das Wort *Staat* entstammt dem lateinischen Wort *status*, das sich mit „Zustand“ übersetzen lässt. Staat ist stets Zustand, Rechtsstaat immer Zustand des Rechts. Im Zustand verschmilzen die fraglos plausiblen Rationalitäten einer bestimmten Epoche zu einer gegebenen Realität. Insofern hat jeder Einzelne über seine Ein- und Vorstellungen und vielleicht sogar gegen seinen Willen Teil am Verhängniszusammenhang der Fundamentalkrise.

Einen Zustand kann man dann ändern, wenn die Zu- und Umstehenden, das Volk also, zur Änderung bereit sind. Den Willen zur Bewahrung durch Änderung fordert das demokratische System ein wie kein anderes. Demokratie ist die permanente Einladung zur Einsicht in die eigene

Fehlbarkeit und darüber hinaus die permanente
Einladung an alle Welt, das offenste aller Systeme zu
widerlegen, wenn es bessere Argumente gibt.
Aus gutem Grund gibt es bis heute keine. Der Vorteil der
Freiheit ist die kreative Reproduktion ihrer selbst. Für
erschöpfte Ichs ist das eine Bedrohung, für schöpferische
eine Verheißung.
